

#### 4.29 Schweizer Weltatlas (1981)

Der 188 Seiten umfassende "Schweizer Weltatlas" von 1981 ist der Nachfolger des auf der Seite 129 dieser Arbeit besprochenen "Schweizer Mittelschulatlas". Das Werk zeigt eine physische Afrikakarte im Massstab 1:30 Mio. auf der Doppelseite 102-103, auf der auch drei weitere, kleinere naturgeographische Karten abgebildet sind. Die Seiten 104-105 zeigen Karten zu den Atlasländern, Ost- und Südafrika, sowie der Städte Tunis und Kapstadt, die sich, wie schon die vorherige Karte, nur unwesentlich von den entsprechenden Karten im "Schweizer Mittelschulatlas" unterscheiden. Die Seite 106 zeigt eine grössere Karte zur Wirtschaft Afrikas, sowie zwei kleine zu Agrarprodukten und der Bevölkerungsdichte, während die Seite 107 eine grössere Karte zur politischen Gliederung und ebenfalls zwei kleinere Karten zu den Völkern und Religionen Afrikas abdruckt.

Wie schon die Vorgängerkarten unterscheidet die Karte zu den Völkern zwischen Indogermanen, Türken, Semiten, Hamiten, Buschmännern, Hottentotten, Zwergvölkern und Malaianen, spricht aber nun von Sudanesen und Bantu an der Stelle von Sudan- und Bantu-Negern. Die Karte zu den Religionen wurde unverändert aus dem älteren Lehrmittel übernommen, obwohl sich in den rund zwanzig Jahren zwischen dem Erscheinen der beiden Lehrmittel die Religionszugehörigkeiten zugunsten der christlichen und islamischen Religionen verschoben haben dürften.

Weitere Abbildungen Afrikas finden sich auf Weltkarten zu verschiedenen Themen auf den Seiten 132-141. Wobei die Themen der Themenkarten grösstenteils aus dem Vorgängerwerk übernommen und die Darstellungen nur in Ausnahmefällen angepasst wurden.

Der "Schweizerische Weltatlas" von 1981 hat gegenüber dem "Schweizerischen Mittelschulatlas" von 1962 nur unwesentliche Änderungen erfahren. Bei einigen Karten, wie beispielsweise zur Dichte der Bevölkerung haben es Verlag und Autor verpasst, das Werk konsequent zu aktualisieren. Daher fehlte dem "Schweizerischen Weltatlas" bereits zur Zeit der Drucklegung die nötige Aktualität. Der Atlas wurde aber trotzdem bis in die neunziger Jahre als offizielles Lehrmittel gehandelt. Mitte der neunziger Jahre wurde das besprochene Lehrmittel von einer überarbeiteten Auflage abgelöst. Da diese nicht zur Verfügung stand, muss im Rahmen dieser Arbeit auf eine Besprechung der neuesten Auflage verzichtet werden. (Für den Vergleich mit den älteren Ausgaben siehe auch die Seite 564 im Anhang dieser Arbeit.)

## 4.30 Seydlitz: Mensch und Raum (1983-1984)

Nach drei Stunden Fahrt erreichten wir den Massaikral. Fast kreisrund, von dichtem Dornestrüpp umgeben, waren die Boma erbaut, Hütten aus einem mit Fell überzogenen Holzgestänge, von aussen mit Lehm beschmiert, der durch die Hitze gerissen war. An der Seite hatten die Boma ein türloses Loch, den Eingang. In der Mitte ein grosser Platz, graslos und zertrampelt. "Hier hält sich das Vieh nachts auf." Der Kral wirkte fast ausgestorben. Einige alte Menschen sassen im Schatten der Hütten, Frauen waren auf dem Weg zur Wasserstelle, einige nackte Kinder spielten am Eingang. (Bd. 1, S. 30)

Das dreibändige Lehrmittel "Seydlitz: Mensch und Raum" für die Klassen 7/8, 9/10 und 11 beschäftigt sich auf 27 der insgesamt 432 Seiten mit Themen zu Afrika. Auf den meisten Seiten wird der Text durch Fotos, Karten oder Tabellen ergänzt. Ausserdem wird jedes Kapitel mit einer Reihe von Fragen oder Aufgaben abgeschlossen.

### 4.30.1 Band 1

Der 1983 erschienene Band für die 7. und 8. Klasse enthält die Kapitel "Landnutzung in den Tropen Afrikas" (S.22-33), "Höhenstufen am Eiger und am Mount Kenia" (S. 34-39) und "Raumentwicklung und Raumer-schliessung in Westafrika" (S.136-143).

#### 4.30.1.1 "Landnutzung in den Tropen"

Im Kapitel "Landnutzung in den Tropen Afrikas" gibt der Autor nach einer Einleitung, in der er die klimatischen Voraussetzungen, die Tier- und Pflanzenwelt bespricht, einen "Bericht des Vertreters von Zaire vor der FAO zur Lage der Waldbantu" auf der Seite 24, auf der drei Fotos "Gerodetes Feld", "Feld mit Ananas, Bananen und Maniok" und "Überwuchertes Feld" abgebildet sind, wieder:

Die Gebiete meines Landes, die mit tropischem Regenwald bedeckt sind, sind nur sehr schwach besiedelt. Die Bewohner müssen entweder von der Jagd oder von der Landwirtschaft leben, da die Anlage von Industrie wegen des Klimas erschwert und wegen der schwierigen Verkehrsverhältnisse kaum möglich ist...

Der Berichtstatter liefert einen kurzen Rückblick auf die vermutete Fruchtbarkeit des Regenwaldes, die sich als Irrtum herausstellte, und wendet sich dann dem Nährstoffkreislauf zu:

...Wie anfällig dieser Kreislauf ist, zeigt sich, wenn ein grösseres zusammenhängendes Waldstück gerodet worden ist. Es gibt dann keinen Nachschub für die Humusbildung mehr, und die noch vorhandenen Nährstoffe werden innerhalb weniger Jahre aus dem Boden ausgewaschen. Nach zwei Jahren beginnen die ersten niedrigen Pflanzen zu wuchern, nach etwa 20 Jahren ist ein 10 bis 15 m hoher Sekundärwald entstanden, und erst nach 100 bis 150 Jahren ist der Wald mit seiner ursprünglichen Vegetation wieder vorhanden.

Das bedeutet, dass nur der traditionelle Wanderhackbau der Bantustämme bei einer geringen Bevölkerungsdichte eine sinnvolle landwirtschaftliche Nutzungsform im tropischen Regenwald ist. Aber wie gesagt, es geht nur bei geringer Bevölkerungsdichte, denn der Wald benötigt lange Zeit, bis er sich nach einer Rodung wieder erholt hat.

Die Waldbantu leben weit verteilt auf Rodunginseln im tropischen Regenwald. Ihre kleinen Dörfer liegen zum Teil in der Nähe von Flüssen, seltener auf den Inseln der Ströme.

Auf der Seite 25, die die vier Fotos "Mehlbanane", "Maniok", "Bataten" und "Urwalddorf" zeigt, heisst es im Bericht weiter:

Die Rodung des Siedlungsplatzes und der Felder ist sehr mühsam, da Macheten und Beile die einzigen Rodungswerkzeuge der Bantu sind.

Zunächst werden die Bäume geringelt, um sie zum Absterben zu bringen. Dann werden möglichst viele Bäume gefällt. Beim Umstürzen reissen die grossen gleich kleinere Bäume und Büsche mit. Trotzdem ist diese Rodung sehr unvollständig, denn die Bantu lassen Bäume mit essbaren Früchten und Tabubäume stehen. Ausserdem können sie mit ihren primitiven Werkzeugen Bäume mit Brettwurzeln oder aus Hartholz nicht roden. Danach werden das eingeschlagene Holz und das Buschwerk angezündet.

Auf dem mit Asche bedeckten Boden - sie dient als Düngung - beginnen die Frauen zwischen den verkohlten Baumstümpfen mit dem Pflanzen der Bananen- und Maniokstecklinge und der Aussaat von Mais sowie der Anpflanzung von Bataten. Nach einigen Monaten kann auf dem neuen Feld zum ersten Mal geerntet werden.

Nach etwa zwei Jahren wuchert die natürliche Vegetation des tropischen Regenwaldes von den Rändern der Felder aus wieder in die gerodete Fläche hinein. Zur gleichen Zeit geht der Nährstoffgehalt des Bodens deutlich zurück. Die Ernten werden immer geringer, Unkraut breitet sich aus, und nach einigen Jahren muss das Feld ganz aufgegeben werden.

Die Waldbantu ergänzen ihre Nahrung durch Sammeln von Kräutern, Piken, Früchten, Honig und Insekten, die sie in den umliegenden Waldgebieten selbst sammeln oder von Pygmäen eintauschen, durch Fischfang und durch die Anlage eines kleinen Gartens in unmittelbarer Nähe ihrer Hütten. Hier bauen sie Gewürze und Gemüse sowie Zuckerrohr und Ananas an. Hinzu kommen Mango-, Papaya- oder Avokadobäume.

Etwa alle acht bis zehn Jahre verlegen die Waldbantu ihre Dörfer und errichten eine neue Siedlung, allerdings nicht nur wegen des Wanderhackbaus, sondern auch aus religiösen Gründen, etwa weil ein Platz als verhext gilt, wegen Krankheiten oder zu grosser Wildschäden.

Der Bericht des "Vertreters von Zaire" ist der bisher umfassendste zum Thema des Wanderhackbaus im tropischen Regenwald. Nebst den in anderen Lehrmitteln ebenfalls wiedergegebenen Beschreibungen erwähnt er einige Besonderheiten, wie etwa den Tauschhandel zwischen den Bantu und Pygmäen, der nicht so recht ins Bild der "scheuen Pygmäen" der Lehrmittel "Länder und Völker" (60er Jahre, S. 39) und "Geographie der Kontinente" (1984, S. 50) passt. (Zum Wanderhackbau siehe auch die Seiten 295 und 341 dieser Arbeit.)

Die Seiten 26 und 27 beschäftigen sich unter dem Titel "Holz aus Ghana - Holz für den Export" mit der Holzgewinnung im tropischen Regenwald. Die Seite 26 zeigt zwei Fotos "Holzfäller bei der Arbeit" und "Schleppen der Stämme zum Sammelplatz", sowie eine Tabelle "Einschlag und Verwendung von Holz", die hier wiedergegeben wird:

**Tabelle: Einschlag und Verwendung von Holz (1978 in Mio.m<sup>3</sup>)**  
nach "Seydlitz: Mensch und Raum" (1983-1984) Bd. 1, S. 26 gekürzt

Staat	Laubholz	Nadelholz	Verwendung	
			Nutzholz	Brennholz
Äthiopien	23.2	1.9	1.3	23.8
Elfenbeinküste	10.4	-	5.1	5.3
Ghana	13	-	2.5	10.5
Kenia	14.6	1.2	1.1	14.7
Nigeria	84.9	-	4.3	80.6
Südafrika	11.9	4.8	9.7	7
Tansania	39.9	0.1	1	39
Uganda	20	-	2.2	18.5
Zaire	20.7	-	2.2	18.5

Im Text schreibt der Autor dazu (S. 26):

In den Industriestaaten auf der nördlichen Halbkugel der Erde werden seit Jahrzehnten neben einheimischen Hölzern auch Hölzer aus dem tropischen Regenwald Afrikas verarbeitet. Wegen ihrer Eigenschaften nennt man sie in Europa Edelhölzer: Das Holz ist gleichmässig ohne Jahresringe fest gewachsen, die Bäume sind 30 bis 50 m astfrei und haben nicht selten einen Durchmesser von mehreren Metern. Sie werden vorwiegend in der Möbelindustrie, beim Wohnungsbau, als Wandverkleidungen und für Schiffsaufbauten verwendet.

Bereits seit der Zeit, als das Gebiet der Republik Ghana noch britische Kolonie war, sind Edelhölzer ein wichtiger Exportartikel dieses Landes. Sie werden zumeist als unverarbeitetes Rundholz in andere Staaten verkauft.

Allerdings ist der Einschlag von Holz im tropischen Regenwald immer damit verbunden, dass man grosse Schwierigkeiten überwinden und schwerwiegende Nachteile in Kauf nehmen muss...

Nach der Aufzählung einiger dieser Schwierigkeiten gibt der Autor auf der Seite 27, auf der zwei Fotos "Zer-sägen eines Stammes für den Transport" und "Exporthafen San Pedro (Elfenbeinküste) zu sehen sind, ein "Interview mit dem Vertreter des Wirtschaftsministeriums von Ghana" wieder:

"In Ihrem Land ist genauso wie in anderen Staaten der Dritten Welt lange Raubbau am Wald getrieben worden. Welche Ursachen hatte dies?"

"Diese Entwicklung, die allen afrikanischen Staaten grosse Sorgen bereitet, hat heute verschiedene Gründe. Hier möchte ich nur den wichtigsten erwähnen. Wie alle Entwicklungsländer sind wir gezwungen, Rohstoffe zu verkaufen, weil wir kaum eigene Industrien besitzen, um diese Rohstoffe weiterverarbeiten zu können. Unsere Importe können wir daher nur mit den Erlösen aus dem Export von Kakao, Holz, Gold, Bauxit und anderen Rohstoffen bezahlen."

"Es gibt heute schon Staaten, die bestimmte Edelhölzarten nicht mehr exportieren, weil die Vorräte erschöpft sind."

"Wenn wir nichts unternehmen würden, dann könnte das in naher Zukunft auch bei uns geschehen. Deshalb versuchen wir vorzubeugen. Vor ein paar Jahren haben wir begonnen, auf Rodungsflächen Holzplantagen anzulegen, die ausschliesslich mit einer Baumart bepflanzt wurden. Man muss nach dem Pflanzen sehr darauf achten, dass die Nährstoffe nicht durch die Regenfälle aus dem Boden ausgewaschen werden. Deshalb haben wir schnellwachsende Sträucher zwischen die Baumreihen gepflanzt, um so auch für zusätzliche Nährstoffe zu sorgen. Allerdings haben wir inzwischen festgestellt, dass das Wachstum der Bäume etwas langsamer ist als im Urwald und dass sie gegen Schädlinge anfälliger sind."

"Man muss wohl die Ergebnisse abwarten?"

"Ja, gegenwärtig haben unsere Forstexperten den Eindruck, dass diese Art der Forstwirtschaft in den Tropen nicht sehr erfolgreich sein kann. Sie versprechen sich mehr davon, wenn sie die natürliche Verjüngung der Edelhölzer im Urwald

unterstützen. Man kann das Wachstum der Bäume dadurch fördern, dass man einige in der Nähe stehende Bäume fällt, damit die Nutzbäume mehr Licht bekommen. Auch kann man die Bäume von würgenden Lianen und Schmarotzern befreien und das umstehende Buschwerk niedrig halten."

Ähnlich wie im Bericht über die Ölpalmen von Abidjan im Lehrmittel "Unser Planet" (siehe dazu die Seite 316) wird auch hier die landwirtschaftliche Forschung eines schwarzafrikanischen Landes erwähnt. Allerdings konnte nur ein Teil der im Interview erwähnten Ansätze in die Tat umgesetzt werden.

Noch 1990 zitierte Geo einen internen Bericht des Vereins Deutscher Holzeinfuhrhäuser von 1989 über das damals als wichtigsten Lieferanten für tropisches Rundholz geltende Ghana, in dem es hiess: "Die Holzhandelsbeziehungen zwischen Ghana und der Bundesrepublik Deutschland haben sich seit Jahrzehnten recht positiv entwickelt... Der Wald wird in keiner Weise geschädigt... Der Einschlag im ghanaischen Wald wird von der zuständigen Forstverwaltung streng kontrolliert." Der Autor des Artikels, Werner Paczian kommt allerdings zum Schluss, dass die im Bericht gemachten Aussagen nicht der Wahrheit entsprächen, da es "gängige Praxis... gewesen" sei, "Hölzer geringeren als den tatsächlichen Güteklassen zuzuordnen, Arten falsch auszustellen und Doppelrechnungen auszustellen". (Geo 3/1990, S. 56-58)

#### 4.30.1.2 Die Massai

Auf den Seiten 28 und 29 bespricht der Autor die verschiedenen Zonen der Savanne, die Feucht-, Trocken- und Dornbuschsavanne, sowie deren Tierwelt, bevor er sich auf den Seiten 30 und 31 im Kapitel "Die Massai in der Trockensavanne" dem bekanntesten Volk Ostafrikas zuwendet. Die Seite 20 zeigt ein Luftfoto "Kral der Massai" aus dem die typische traditionelle Siedlungsform gut ersichtlich ist. Im Text schreibt der Autor in der Form eines Reiseberichtes (S. 30f.):

Am dritten Tag unserer Rundreise stand die Besichtigung eines Massaikrals auf dem Programm unserer Ostafrika-Rundreise. Ein Höhepunkt, so hatte die Reiseleitung angekündigt, gelten doch die Massai als einer der wenigen Stämme, die sich kaum an die moderne Zivilisation angepasst haben. Sie leben weitgehend noch so wie ihre Vorfahren als viehhaltende Halbnomaden in den Trockensavannen Tansanias.

Bereits in der Einleitung wird klar, nicht die Menschen stehen im Zentrum des Interesses, sondern das Verhalten eines "Stammes", der "sich noch kaum an die Zivilisation" angepasst hat. Im Reisebericht heisst es weiter (S.30):

Morgens um 6.00 Uhr sollte die Fahrt beginnen. Kurz vor der Abfahrt erschien ein junger, auffallend grosser Mann und sprach mit unserem Reiseleiter. Dann stieg er in den Bus und setzte sich neben mich.

Die Fahrt ging von Arusha direkt nach Süden, zunächst auf einer schlecht ausgebauten Strasse durch mehrere Dörfer, dann auf feldwegartigen Pisten. Allmählich verschwanden die Mais- und Hirsefelder aus der Landschaft. Rechts und links der Piste dehnte sich schier endlos die Savanne. Ab und zu konnte man auf den weiten Grasflächen weidende Rinderherden ausmachen.

Nach kurzer Zeit sprach mich mein afrikanischer Nachbar an und fragte mich nach Eindrücken von Tansania. Er erzählte mir, dass er von seinem Stammesältesten, zusammen mit einigen anderen, ausgesucht worden sei, um in Arusha zur Schule zu gehen und dort unter anderem Englisch zu lernen.

Wie auch in anderen Texten des Lehrmittels ist hier nicht mehr von "Negern" die Rede, sondern der Autor spricht von einem "afrikanischen Nachbarn".

Dies sei nötig, fügte er hinzu, denn die Regierung in Daressalam sei gegen die Massai. Sie schütze sie nicht genügend gegen die Bauern, die in ihre Weidegebiete vordrängen. Im Norden und Osten der Savanne hätten sich seit ein paar Jahren sesshafte Bauern angesiedelt, die das gute Weideland in Ackerland umwandelten.

"Und das", beklagte er sich, "obwohl heute viel mehr Menschen in unserem Kral leben als noch vor zehn Jahren. Wovon sollen wir denn in den nächsten Jahren leben?"

Die Konflikte zwischen sesshaften Bauern und (halb)nomadischen Hirtenvölkern sind in grossen Teilen des afrikanischen Kontinents ein Thema.

Nach drei Stunden Fahrt erreichten wir den Massaikral. Fast kreisrund, von dichtem Dornestrüpp umgeben, waren die Boma erbaut, Hütten aus einem mit Fell überzogenen Holzgestänge, von aussen mit Lehm beschmiert, der durch die Hitze gerissen war. An der Seite hatten die Boma ein türloses Loch, den Eingang.

In der Mitte ein grosser Platz, graslos und zertrampelt. "Hier hält sich das Vieh nachts auf."

Der Kral wirkte fast ausgestorben. Einige alte Menschen sasssen im Schatten der Hütten, Frauen waren auf dem Weg zur Wasserstelle, einige nackte Kinder spielten am Eingang.

Nach der Beschreibung des Krals fährt der Autor mit der Schilderung der Lebensweise der Massai und ihrer Wanderbewegungen fort (S. 31):

"Unsere Männer sind mit ihren Herden unterwegs. Einige sind so weit entfernt, dass sie noch nicht einmal abends in den Kral zurückkehren. Hier, in der Nähe unseres Krals, kann man nur noch in der Regenzeit Futter für unsere Tiere finden. Aber in drei Monaten werden wir unseren Kral verlegen. Unsere Männer haben gesagt, dass dort im Westen hinter den Bergen gutes Weideland ist und dass sie dort keine weidenden Herden gesehen haben, nur Wild, vor allem Zebras und Antilopen."

"Könnte es nicht sein", wandte ich ein, "dass dort deshalb, keine Herden sind, weil die Regierung diese Gebiete zum Nationalpark gemacht hat?"

"Das ist richtig, aber ich bin mit dem Dorfältesten nach Daressalam gefahren, und wir haben die Genehmigung erhalten, unsere Tiere in dem Gebiet bis zum Manyarasee weiden zu lassen."

"Das überrascht mich, denn ich habe gelesen, dass die tansanische Regierung dieses Gebiet zum Naturschutzgebiet erklärt hat, damit vom Aussterben bedrohte Tierarten gerettet werden können."

"In den letzten zehn Jahren hatten wir in unseren jetzigen Weidegebieten dreimal eine grosse Dürre. Wir waren froh, dass unsere Herden so gross waren, damit wenigstens einige Tiere nicht verendeten. Jetzt, wo wir unsere Herden wieder vergrössern könnten, gibt es zuwenig Futter in dieser Gegend. Sollen denn unsere Herden schon wieder krepieren und wir damit von einer Hungerkatastrophe bedroht werden? Schutz für die wilden Tiere, sagt Ihr Europäer. Gut! Doch erst kommen doch wohl die Menschen. Und deswegen die Genehmigung."

Diese Aussage des Massai kann der Autor des Reiseberichtes nicht ohne Kommentar übergehen:

"Sicher hat er von seinem Standpunkt aus recht", dachte ich und nahm mir vor, ihn nicht auf den schlechten Zustand der Viehherden anzusprechen. "Das höchste Glück der Massai ist ein möglichst grosser Viehbesitz, sein ganzes Tun und Denken gilt der Erhaltung und Vergrösserung der Herden", hatte ich in einem Buch gelesen.

Hier verpasst der Autor eine Chance. Anstatt sein Gegenüber auf seine Zweifel aufmerksam zu machen, beschränkt er sich darauf, das in einem Buch gelesene Urteil über die Massai zu wiederholen. Ohne zu prüfen, ob dieses richtig ist, wird seine ganze weitere Begegnung mit dem Massai von diesen Überlegungen geprägt:

Als Ernährungsgrundlage reichten sicherlich viel kleinere Herden aus, wenn man bedenkt, dass in der Nähe des Siedlungsplatzes Schafe, Ziegen und Milchkühe gehalten werden, um die Bewohner des Krals zu ernähren. Aber für die Massai ist das Rind mehr, es ist notwendig als Geschenk, als Tauschobjekt, für den Brautpreis, und es ist bedeutsam für die religiösen Tabus der Massai.

Je nach Land und Volk sehen die Bräuche rund um das Brautgeschenk anders aus. In Äquatorialguinea fällt der "Brautpreis" oft so hoch aus, dass viele Paare ohne verheiratet zu sein zusammenleben. Die vor der Heirat geborenen Kinder gehören rechtmässig dem Vater der Braut. Bei der Bezahlung des "Brautpreises" gehen sie in die Familie des Mannes über. Bei einer Scheidung müssen die Eltern der Braut den "Brautpreis" zurückerstatten. In Ghana ist das Brautgeld oder der "Brautpreis" ein Beweis des Bräutigams, dass er eine Familie unterhalten kann. In Guinea erhalten die Eltern der Braut Kolanüsse, Stoffe, Schmuck oder Vieh. Die Heirat gilt als abgesegnet, wenn der Vater der Braut eine Kolanuss bricht. In Nigeria muss der Bräutigam der Familie der Braut Geschenke überreichen, ein Teil seines Eigentums abtreten oder eine Dienstleistung erbringen. In Sambia ist die Lobola Gegenstand von langen Verhandlungen. In Tansania ist die Mitgift ein Zeichen des Dankes vom Bräutigam an die Familie der Braut: für die Erziehung, die sie ihr zukommen liessen, gleichzeitig eine Entschädigung für die verlorene Arbeitskraft. In der Zentralafrikanischen Republik ist die Zahlung eines "Brautpreises" verboten, aber dennoch üblich. Je nach sozialer Stellung können die den Eltern der Braut überbrachten Geschenke in der Form von Geld, Kleidung, Tieren, Schmuck, Haushaltgegenständen oder anderen Dingen recht teuer zu stehen kommen. Auch auf Mauritius, in Gabun unter der Bezeichnung "dot", in Simbabwe "Roora" oder "Lobola" genannt, sind ähnliche Bräuche weit verbreitet. (Zum "Brautpreis" siehe auch die Seiten 125 und 461 dieser Arbeit.)

"Sie werden uns doch sicher recht geben, dass wir uns neue Weidegebiete suchen mussten." Ich nickte und dachte daran, was ich auf der Herfahrt gesehen hatte, braunes verdorrtes Gras in kleinen Büscheln auf gelbgrauem Boden.

Gut, wir befanden uns am Ende der Trockenzeit, aber die wenigen Büsche waren kahl und genauso wie die Rinde der wenigen Bäume von den Ziegen verbissen. Diese Landschaft würde sich auch in der nächsten kurzen Regenzeit nicht erholen können.

Eher würde das Gegenteil eintreten. Die starken Gewitterregen werden den Boden wegspülen, noch weniger Wasser wird durch Pflanzen gespeichert werden können.

Ausserdem setzen sich nach und nach saure harte Gräser durch, die von den Tieren nicht gefressen werden. Selbst bei schonender Beweidung würde es Jahrzehnte dauern, bis sich die ursprüngliche Vegetation wieder durchgesetzt hätte.

Ein wenig hilflos stand ich da, als ich mich von dem jungen Massai verabschiedete, der aus einer Boma gerufen wurde. Als ich ihm für die Zukunft viele Rinder wünschte, ging ein strahlendes Lächeln über sein Gesicht.

Der Text enthält in diesen letzten Abschnitten zwei nicht ausdrücklich erwähnte Annahmen:

1. Die Massai sind sich der ökologischen Folgen ihres Handelns nicht bewusst.
2. Die weiter oben gemachten Bemerkungen über die Bedeutung der Herden für die Massai sind richtig, sonst hätte der Massai beim Abschiedsgruss des Autors, er wünsche ihm viele Rinder, nicht gelächelt. Tatsächlich sind aber zumindest zwei weitere Interpretationen für die zweite Annahme möglich: Der Massai freut sich darüber, dass der Besucher in mit freundlichen Worten verabschiedet hat, oder dem Massai ist der Wunsch des Besuchers peinlich, und er versucht mit einem Lächeln seine Verlegenheit zu überspielen.

Die Seite 31 zeigt zwei weitere Fotos "Im Kral", auf der eine Frau mit zwei Kinder vor einer der Hütten zu sehen ist, und "Massai mit Herde". (Zu den Massai siehe auch die Seiten 329 und 404 dieser Arbeit.)

#### 4.30.1.3 Zaire

Im nächsten Kapitel beschreibt der Autor auf der Seite 32 unter dem Titel "Paysanate in Zaire - Versuche einer modernen Landwirtschaft" die Bemühungen, die Landwirtschaft zu modernisieren und damit die Landflucht einzudämmen:

Ein besonders grosses Problem aller afrikanischen Staaten ist der starke Anstieg der Bevölkerung. Eine Ursache dafür ist die verbesserte Hygiene und medizinische Versorgung. Da der traditionelle Wanderhackbau nur geringe Erträge bringt und die landwirtschaftlichen Nutzflächen begrenzt sind, setzte eine grosse Landflucht ein. In der Hoffnung auf Arbeitsplätze zogen die Menschen in die grossen Städte. So entstanden am Rande der meisten afrikanischen Grossstädte ausgedehnte Elendsviertel, in denen die Menschen in primitiven Hütten hausen.

Um die Landflucht zu bremsen, versucht man, die landwirtschaftliche Nutzung zu intensivieren. Ein solcher Versuch ist die Anlage von Paysanaten in den Savannen von Zaire mit Dauerfeldbau und Dauersiedlungen.

Der Begriff Paysanat wird im nächsten Abschnitt, in dem "aus dem Gutachten eines belgischen Entwicklungshelfers" zitiert wird, umschrieben (S. 32):

...zur Steigerung der Erträge empfehlen wir dringend den Ausbau bereits vorhandener sowie die Neugründung von Paysanaten. Diese planmässig angelegten Dauersiedlungen sollten mit Schulen und Sanitätsstationen ausgestattet sein. Die Feldnutzung sollte vererbbar sein. Neben den Gärten und Feldern müssen Weideflächen für das Kleinvieh zur Verfügung gestellt werden... In den trockneren Gebieten sind Waldstreifen anzulegen, um Erosion zu verhindern. Vorwiegend sollten Zypressen und Eukalyptusbäume verwendet werden.

...Unsere Untersuchungen haben ergeben, dass in älteren Paysanaten die einzelnen Parzellen bereits von mehreren Familien gemeinsam genutzt werden, da in Realteilung vererbt worden ist. Dadurch ist die Fläche je Familie so klein geworden, dass die Rotation mit eingeschobener Brache aufgegeben werden musste... Dringend notwendig ist eine gute Versorgung mit Düngemitteln, Pflanzenschutzmitteln und ausgewähltem Saatgut. Anderenfalls werden die Erträge innerhalb kürzester Zeit stark sinken...

Eine typisch europäische Sichtweise, die zwar das Problem des geringen Ertrages lösen könnte, aber innert weniger Jahre Folgeprobleme zeitigen würde. Ein alternativer Ansatz wird mit der Agroforstwirtschaft, im Lehrmittel "Diercke Erdkunde" von 1995-1997 diskutiert und auf der Seite 424 dieser Arbeit zitiert, beschrieben.

Die Seite 32 zeigt, den Text illustrierend, zwei Karten "Paysanat im Nordosten von Zaire" und "Zwei Hufen im Paysanat" (eine Hufe ist ein altes Feldmass, das die an den Bedürfnissen einer durchschnittlichen Bauernfamilie gemessene Landmenge bezeichnet), auf denen die kleinräumige Bewirtschaftung und die Besitzverhältnisse dargestellt werden. (Zur Demokratischen Republik Kongo siehe auch die Seiten 253 und 370 dieser Arbeit.)

**4.30.1.4 Landnutzung, Produkte und Wirtschaftssysteme (Tabelle)**

Die Seite 33 zeigt eine Tabelle "Landnutzung, Produkte und Wirtschaftssysteme im tropischen Regenwald und in den Savannen Afrikas, die hier wiedergegeben wird, da sie einen Einblick in die sich stark unterscheidenden Wirtschaften zwischen und innerhalb der afrikanischen Staaten ermöglichen:

Vegetationszone	Landnutzung	Landnutzer	Produkte	Wirtschaftssystem
Dornbuschsavanne	extensive Weidewirtschaft	Afrikaner (Halbnomaden)	Rinder, Schafe, Ziegen, Kamele	Subsistenzwirtschaft (Selbstversorgung mit gelegentlichen Tauschmöglichkeiten)
Trockensavanne	extensive Weidewirtschaft	Afrikaner (Halbnomaden, z. B. Massai)	Rinder, Ziegen	Subsistenzwirtschaft
	Wanderhackbau	Afrikaner	Hirse, Mais, Bohnen	Subsistenzwirtschaft
	Landwechselwirtschaft	Afrikaner	Mais, Hirse, Bohnen	Subsistenzwirtschaft und marktorientierte Wirtschaft
	Pflanzungen	früher Europäer (Kolonialmacht), heute überwiegend Afrikaner	Tee, Baumwolle, Erdnuss	weltmarktorientierte Wirtschaft (Exporte)
	Plantagen		Sisal, Kaffee, Erdnuss	weltmarktorientierte Wirtschaft (Exporte)
Feuchtsavanne	Wanderhackbau	Afrikaner	Hirse, Mais	Subsistenzwirtschaft
	Landwechselwirtschaft	Afrikaner	Maniok, Yams, Mais, Bataten, Bananen	Subsistenzwirtschaft, marktorientierte Wirtschaft
	Pflanzungen	früher Europäer (Kolonialmacht), heute überwiegend Afrikaner	Kakao, Ölpalme, Kaffee	weltmarktorientierte Wirtschaft (Export)
	Plantagen		Bananen, Kakao	weltmarktorientierte Wirtschaft (Export)
Tropischer Regenwald	Sammelwirtschaft	Afrikaner (z. B. Pygmäen)	Wildfrüchte, kleine Tiere (z. B. Schnecken, Larven)	Subsistenzwirtschaft
	Wanderhackbau	Afrikaner (z. B. Waldbantu)	Maniok, Mais, Bataten, Bananen	Subsistenzwirtschaft
	Pflanzungen	früher Europäer (Kolonialmacht), heute überwiegend Afrikaner	Kakao, Kautschuk	weltmarktorientierte Wirtschaft (Export)
	Waldnutzung		Edelholz	weltmarktorientierte Wirtschaft (Export)

Wie schon im Lehrmittel "Geographie" von 1963 (S. 167) wird den Pygmäen als Nahrung wieder allerlei "Gewürm" zugeordnet. Der Autor hätte auch Fische und Pflanzenkost in der Liste eintragen können, aber scheinbar erschien es aus seiner Sicht sinnvoller, Früchte, Schnecken und Larven zu nennen.

**4.30.1.5 Höhenstufen am Mount Kenia**

Auf den Seiten 34-39 folgt das Kapitel "Höhenstufen am Eiger und am Mount Kenia", in welchem der Autor einen Vergleich zwischen den beiden Bergmassiven anstellt. Im Bezug auf die schwarzafrikanische Bevölkerung ist nur die auf der Seite 38 abgebildete Grafik "Wirtschaftliche Nutzung in den Alpen und am Mt. Kenia" von Bedeutung, in der für die Höhenlage zwischen ca. 300-2000 m die Anbauprodukte Weizen, Hirse, Mais, Sisal, Batate, Baumwolle, Erdnuss, Banane und Kaffee aufgezählt werden, wobei der Autor diese weit weniger detailliert angibt, als dies für die Nutzungsmöglichkeiten in den Alpen der Fall ist. Das ganze Kapitel dient also weniger der Betrachtung einer afrikanischen Lebenswirklichkeit, sondern vielmehr der Verdeutlichung der eigenen europäischen Umwelt.

#### 4.30.1.6 Ochsengespann in Kamerun

Im letzten grossen Abschnitt des Buches zur "Raumentwicklung und Raumerschliessung in Westafrika" schreibt der Autor auf der Seite 136 unter dem Titel "Einführung der Ochsenanspannung im Nordwesten Kameruns - ein Entwicklungsprojekt":

...Ein bestimmendes Merkmal der traditionellen Landwirtschaft Schwarzafrikas ist die fast immer vorhandene Trennung von Ackerbau und Viehhaltung. Der in Europa bekannte bäuerliche Betrieb mit Ackerbau und Grossviehhaltung ist nur dort verbreitet, wo er durch Europäer eingeführt bzw. aufgezwungen wurde.

Diese Aussage ist nur dann richtig, wenn der erwähnte "Ackerbau" wirklich wie in Europa gepflegt verstanden werden soll. Trifft dies nicht zu, wird eine falsche Vorstellung verbreitet, denn in einigen Gebieten bestellten die schwarzafrikanischen Bauern schon seit langer Zeit ihre Felder und hielten gleichzeitig auch Grossvieh.

Nach dieser Einleitung druckt der Autor eine Tabelle "Durchschnittliche Erträge..." ab, in der die Erträge für Mais, Erdnuss und Reis der Länder Ghana, Kamerun und Nigeria mit denjenigen Italiens verglichen werden, und aus der ersichtlich ist, dass die Erträge der afrikanischen Länder um ein Mehrfaches unter denen Italiens lagen.

Unter der Überschrift "Voraussetzungen für das Projekt" stellt der Autor die im angesprochenen Gebiet Kameruns lebenden Bevölkerungsgruppen vor (S. 136):

...Sesshafte Bauern (Bantugruppen): Sie nutzen den Boden in Landwechselwirtschaft. Auf kleinen Flächen (0,3-0,5 ha je Familienbetrieb) wird 4 Jahre lang angebaut. In 10- bis 14jähriger Brachezeit kann sich der Boden erholen. Kleinvieh ergänzt die Nahrungsgrundlage. Die Tätigkeit der Männer beschränkt sich auf einen unbedeutenden Anbau von Verkaufskulturen, hauptsächlich Kaffee. Die Frauen besorgen die Feldarbeit.

Halbnomadische Hinten (Fulani): Sie sind die einzigen Rinderhalter in diesem Raum. Sie lebten ursprünglich nicht hier, sondern sind aus nördlichen Regionen zugewandert. Ihr Zuzug hält auch heute noch an.

Ausserdem bildet die Seite 136 die beiden Fotos "Ochsen als Zugtiere" und "Pflug aus Autoteilen" ab. Die Seite 137 zeigt eine Tabelle "Ziele und Massnahmen des Projekts", in welcher der lokalen Bevölkerung erst im letzten Punkt "Entwicklung zur Selbsthilfe" die Möglichkeit zur Eigeninitiative mittels "Unterstützung kleinbäuerlicher Zusammenarbeit, Hilfe bei der Gründung und Aufbau ländlicher Genossenschaften" eingeräumt wird.

Im Text schreibt der Autor auf der Seite 137 über die Bevölkerungssituation und die bisherig im Entwicklungsprojekt geleistete Arbeit:

Das natürliche Bevölkerungswachstum und die Zuwanderung haben bereits zu einer Landverknappung geführt. Die notwendige Brachezeit kann nicht mehr eingehalten werden, weil zusätzlich Kulturlächen benötigt werden. Als Folge davon sinken die durchschnittlichen Hektarerträge.

Etwa 40% der arbeitsfähigen Männer dieses Raumes leben in anderen Teilen des Landes. Sie wandern ab, um z. B. in den Plantagen der Küstenregion einen Verdienst zu finden. Nur mehrmals im Jahr können sie ihre Familien besuchen.

Das Projekt begann 1975. Jährlich können 20 Bauern mit ihren Familien in der Zugtieranspannung und den verbesserten Anbautechniken geschult werden. Während der einjährigen Ausbildung leben die Familien im Ausbildungszentrum. Seit 1978 werden zusätzlich 60 Bauern in Kursen unterwiesen.

Der letzte kurze Text auf der Seite 137 steht unter der Überschrift "Einige Erfahrungen aus der Projektarbeit":

Die Bemühungen, Männer stärker in die Landwirtschaft einzubinden, haben bereits Erfolg gehabt. Ihr Einsatz führte dazu, dass die durchschnittlichen Betriebsgrössen bei Gespannhaltung zwischen 2 und 5 ha liegen. Doch das zusätzliche Land muss erst erschlossen werden. Nahe den Siedlungen stehen dafür keine Flächen zur Verfügung, da sie dem traditionellen Anbau dienen. Folglich wird abgelegenes, häufig schwer zugängliches Land gerodet. Dafür sind Wege und Brücken zu bauen. Diese Massnahmen haben aber das Weideland für die Rinder verkleinert, worunter die Fulani zu leiden haben. Daraus erwachsen neue Probleme für diesen Raum.

Für den Kauf eines Ochsengespanns und die notwendigen Geräte müssen die Bauern eine ihnen ungewohnte Schuldenlast (Kredite) aufnehmen. Sie sind zu einem relativ hohen Geldeinkommen gezwungen. Hohe Schulden können aber zur Aufgabe führen und das Projekt gefährden. Deswegen sind die Kosten so niedrig wie möglich zu halten.

Ein örtliches Handwerk, das die Herstellung und die Reparatur der landwirtschaftlichen Geräte übernehmen kann, muss unbedingt geschaffen werden, um Kosten zu senken und längere Ausfallzeiten von Geräten zu vermeiden.

Damit spricht der Autor eines der Hauptprobleme für die Durchführung von Projekten an: die nicht vorhandene Infrastruktur. Die besten Maschinen, das beste Gerät hat wenig Nutzen, wenn Wartung und Reparatur nicht gewährleistet werden können. (Zum Ochsenpflug siehe auch die Seiten 308 und 363 dieser Arbeit.)

**4.30.1.7 "Ofenbauprogramm in Overvolta" (Burkina Faso)**

Auf den Seiten 138-139 wird ein weiteres Entwicklungshilfeprojekt unter dem Titel "Das Ofenbauprogramm in Obervolta" vorgestellt:

Wald und Busch schwinden immer mehr in Obervolta. Die Ursachen dafür sind die ständig ausgeweiteten Landwirtschaftsflächen und der zunehmende Holzverbrauch, der den natürlichen Zuwachs übersteigt. Holz ist für über 90% der Bevölkerung das wichtigste und fast ausschliessliche Brennmaterial für die häusliche Feuerstelle. Es wird zum Hausbau und zur Fertigung von Gebrauchsgegenständen benötigt. Das Bevölkerungswachstum zieht zwangsläufig einen erhöhten Holzbedarf nach sich.

Ein langsam eintretender Wandel in manchen Lebensgewohnheiten steigert den Holzverbrauch: Die Grossfamilie ist in Auflösung begriffen. Kleinfamilien unterhalten eigene Feuerstellen und vermehren deren Gesamtzahl im Lande.

Es ist üblich, nur eine gekochte Mahlzeit pro Tag zuzubereiten. In manchen Gegenden bürgern sich allerdings zwei warme Mahlzeiten ein. Dies ist eine Auswirkung der staatlichen und privaten Betreuung zur Verbesserung des Gesundheitszustandes.

Frisches Gemüse verbessert die Ernährungslage. Die Zahl der Hausgärten nimmt zu. Zäune, meist aus Holz errichtet, schützen diese vor Tieren.

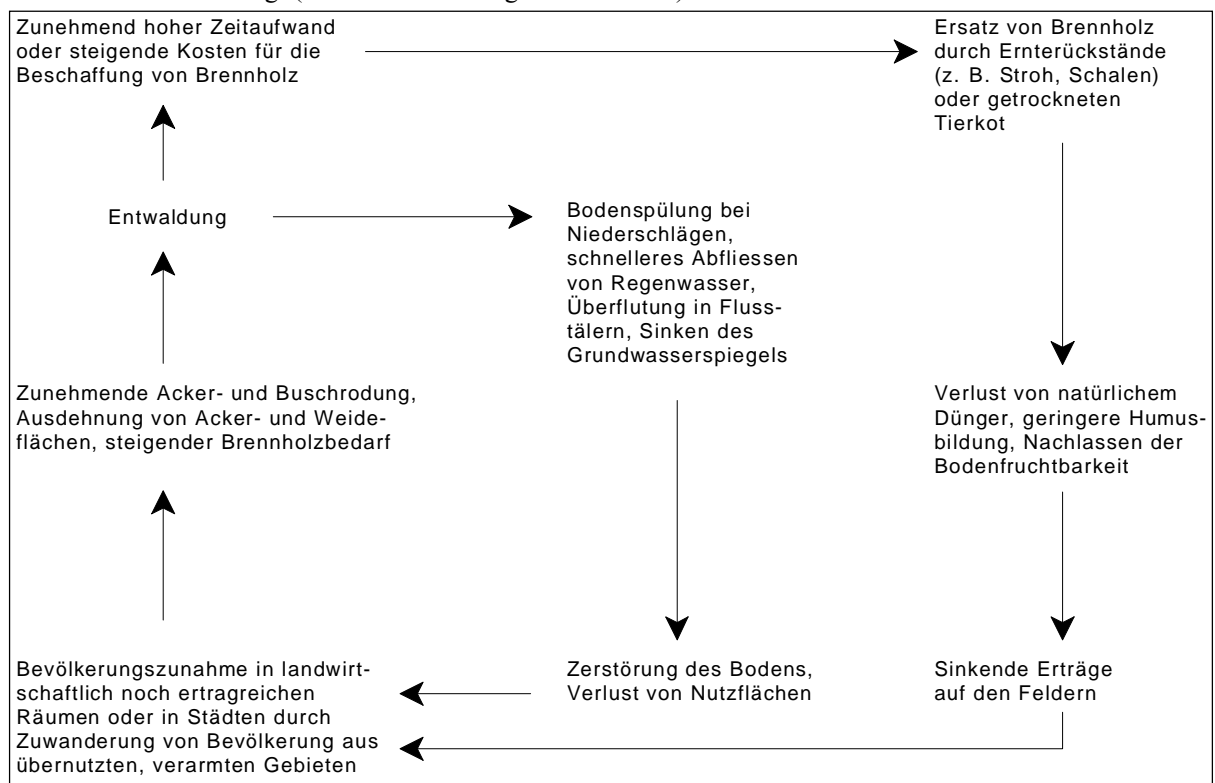
Früher trugen fast ausnahmslos die Frauen das gesammelte Holz zum Wohnplatz. Heute werden dafür häufiger tiergezoogene Karren eingesetzt. Diese für den Menschen arbeitssparende Transportart verleitet jedoch zu einem grosszügigeren Verbrauch.

Die Trockenperiode von 1970 bis 1974 bewirkte häufigere und ausgedehnte Buschfeuer. Waldbestände, Baumgruppen und Gebüsch wurden dadurch stark beeinträchtigt. Diese Schäden konnten noch nicht wieder ausgeglichen werden; denn der Grundwasserspiegel sank während dieser Zeit erheblich ab. An der Grenze zu Mali, nordwestlich von Ouagadougou, mussten z. B. Brunnen von 12 m auf 30-40 m vertieft werden, um das Grundwasser zu erreichen.

Die ländliche Bevölkerung Obervoltas muss ständig mehr Zeit und Arbeitskraft aufwenden, um Brennholz zu sammeln. In der Umgebung von Städten ist kaum noch welches zu finden. Hier muss Brennholz gekauft werden, das von Holzhändlern aus entfernteren Gebieten bezogen wird. Bis zu einem Drittel seines Monatsverdienstes muss ein Arbeiter dafür zahlen.

Die traditionellen Feuerstellen finden sich entweder vor Häusern/Hütten oder in Kochhütten. Sie bestehen meist aus drei Steinen, die ringförmig um die Brennstelle angeordnet sind. Auf ihnen steht der Kochtopf. Die Abstände zwischen den einzelnen Steinen sind so gewählt, dass Holz nachgeschoben werden und Luft hinzutreten kann. Um den Holzverbrauch zu verringern, schützt man das Feuer vor zu starkem Wind. Dann werden die Abstände zwischen den Steinen mit Ton- oder Metallstücken geschlossen. Zu trockenes Holz wird angefeuchtet, noch glühendes sofort gelöscht, wenn Feuer nicht mehr nötig ist. Metalltöpfe leiten die Wärme besser als die dort üblichen Tongefässe und kommen deswegen mehr und mehr in Gebrauch.

Der Text wird durch die Abbildung "Schnittzeichnung eines Nouna-Ofens" und dem Foto "Nouna-Ofen", welches eine Frau beim Kochen zeigt, illustriert. Die Seite 139 zeigt ein Schema "Bevölkerungszunahme und Brennholzbedarf: Ursachen für eine Übernutzung ländlicher Räume", die den Wirkungskreis rund um den Brennholzbedarf aufzeigt (nach der Abbildung im Lehrmittel):



Im Text schreibt der Autor auf der Seite 139 über das "Ofenbauprogramm":

Das Ofenbauprogramm begann 1979 im Rahmen des Voltaisch-Deutschen Forstprojekts. Ziel ist, die Holzproduktion durch Aufforstung zu sichern und zu erhöhen sowie den Brennholzverbrauch durch geeignete Ofen zu verringern.

Ausgangspunkt des Vorhabens ist die Stadt Nouna (15'000 Einw.) im Nordwesten Obervoltas am südlichen Rande der Sahel-Zone. Neben der einheimischen Bevölkerung leben seit der Dürrekatastrophe im Sahel viele von dort Zugewanderte in der Stadt und ihrer Umgebung.

Bis Anfang 1982 sind etwa 1'200 Nouna-Öfen... gesetzt worden - vor allem in Häusern wichtiger Persönlichkeiten und in öffentlichen Einrichtungen (z. B. Krankenhäusern). Das Baumaterial stammt grösstenteils aus der Umgebung. Zement muss hinzugekauft werden. Drei Demonstrationszentren, eines davon in der Landeshauptstadt Ouagadougou, haben den Ofenbau in weiten Teilen Obervoltas bekannt gemacht.

Über die Vorteile der Verwendung des Ofens schreibt der Autor (S. 139):

Bei guten Öfen ist eine Brennholzersparnis zwischen 30% und 50% gegenüber offenen Feuerstellen möglich. Die Öfen erzeugen Hitze schneller und halten sie länger. Sie dienen als Backöfen, wenn die Glut herausgenommen wird.

Bei Feuer im Freien wird die Asche meist vom Wind verweht. Es ist dabei kaum zu verhindern, dass sie auf zubereitete Speisen fällt.

Feuerstellen bergen gesundheitliche Gefahren. Rauch in geschlossenen Räumen kann zu Bindehautentzündungen der Augen und zur Erkrankung der Atemwege führen. Verbrennungen sind häufig, Kleinkinder sind besonders gefährdet.

(Zu Verbrennungen an Feuerstellen siehe auch die Seite 362 dieser Arbeit.) Zu den Nachteilen des Nouna-Ofens schreibt der Autor:

Trotz dieser Vorteile ist es nicht sicher, dass die gesamte Bevölkerung den Ofenbau begrüsst; denn offenes Feuer besitzt für sie manche Vorteile:

Rauchentwicklung hält Moskitos (Mücken) fern, schützt die Balken der Häuser vor Termitenfrass und Zerstörung und verringert den Insektenbefall der Erntevorräte, die unter dem Dach von Häusern und Hütten aufbewahrt werden.

Offene Feuerstellen spenden Licht am Abend und sind meist der örtliche Mittelpunkt des Familienlebens. Öfen bedeuten daher meist eine Veränderung der Lebensgewohnheiten.

Die Feuerstelle als Mittelpunkt des sozialen Geschehens und als Ort an dem die Geschichten eines Volkes weitererzählt werden, erwähnt nur noch das Lehrmittel "Geographie für die oberen Klassen der Volksschule" (1972-1977, Bd. 4, S. 57). (Siehe dazu die Seite 244 dieser Arbeit.)

#### 4.30.1.8 "Die Industrialisierung Nigerias"

Die Seiten 140-143 beschäftigen sich im Kapitel "Die Industrialisierung Nigerias" mit dem bevölkerungsreichsten Land Afrikas. Die Seite 140 zeigt ein Foto "Zentrum von Lagos". Im Text schreibt der Autor:

Nigeria nimmt unter den Entwicklungsländern Westafrikas als bevölkerungsreichster Staat eine besondere Stellung ein. Für seine wirtschaftliche Entwicklung bilden die erschlossenen Erdölvorkommen im und vor dem Nigerdelta eine gute Grundlage. Seit 1974 ist das Land der wichtigste afrikanische Erdöllieferant auf dem Weltmarkt. Die Erdöldollar fliessen und haben zu einem rasanten wirtschaftlichen Wachstum geführt. Doch der Reichtum ist ungleichmässig verteilt. Die Gegensätze zwischen Armen und Reichen haben sich nicht verringert, sondern noch verschärft.

1996 förderte das OPEC-Mitgliedland Nigeria rund 111 Mio. Tonnen Rohöl und war damit der grösste Erdöl-exporteur Afrikas. Wegen diesen Öllieferungen konnte Nigeria trotz massiver Menschenrechtsverletzungen unter dem Militärregime Abacha immer wieder drohende Sanktionen vermeiden.

Die hektische Entwicklung wird vor allem in der Hauptstadt Lagos deutlich. Während 1970 in der Stadt und den dichtbevölkerten Randgebieten 1.5 Mio. Menschen lebten, konzentrierten sich hier 1980 etwa 3.5-4 Mio. Einwohner. In der Hoffnung auf einen Arbeitsplatz strömen Arbeitswillige vom Land in die Hauptstadt. Sie landen dabei unweigerlich in den sich ständig vergrössernden Elendsvierteln (Slums) der Stadt, die sich im Anschluss an das Zentrum mit seinen Hochhäusern und die besseren Wohnviertel bis etwa 30 km ausdehnen.

(Zu den Slums Schwarzafrikas siehe auch die Seite 288 und 383 dieser Arbeit.)

Die Versorgungseinrichtungen der Stadt sind völlig überlastet. Jeden Tag bricht irgendwo für Stunden die Stromversorgung zusammen. Klimageräte und Tiefkühltruhen sind dann ausser Betrieb. Telefonieren ist wegen Überlastung des Netzes kaum möglich. Die Wasserversorgung ist völlig unzureichend. Die Villen und Bungalows der Reichen sind mit Wassertanks auf den Dächern oder mit eigenen Pumpen ausgerüstet. In den Strassen türmen sich Berge von Müll, die von Zeit zu Zeit angesteckt werden und dann die Gegend verpestet.

Trotz eines ständigen Ausbaus reicht das Strassennetz nicht aus. Zu allen Tageszeiten bilden sich lange Fahrzeugschlangen. Häufig bricht der Verkehr total zusammen.

Seit den siebziger Jahren hat sich die Verkehrssituation zwar verbessert, andere Probleme bestehen aber weiterhin. Zu den Entwicklungsmöglichkeiten der Stadt schreibt der Autor (S. 141):

Die Stadt Lagos ist auf 3 Inseln gelegen. Dadurch ist ihre räumliche Ausdehnungsmöglichkeit beschränkt und die Erschliessung neuer Baugebiete besonders schwierig. So werden auch ungeeignete Gebiete besiedelt. Das hat vor allem in den Slums zu teilweise katastrophalen Zuständen geführt. Vor allem während der Regenzeit sind viele Teile der Stadt

überschwemmt. Ein übler Geruch verbreitet sich dann, der von oberflächlich abfließenden Wassermassen, vermischt mit Abfällen und Kot, ausgeht.

Lagos wird heute häufig als das "Calcutta" Afrikas bezeichnet. Doch anders als in Indien ergeben sich hier die Probleme nicht durch Hunger und Armut, sondern aus der Hoffnung, am Wohlstand teilnehmen zu können.

(Zu Lagos siehe auch die Seiten 279 und 393 dieser Arbeit.) Die Seite 141 zeigt eine Tabelle "Bevölkerung... und Anteil der Erwerbspersonen in Wirtschaftsbereichen..." für die Staaten Ghana, Kamerun und Nigeria in den Jahren 1960 und 1980, sowie zwei Fotos "Lagos - Lagunenstadt" und "Slum in Lagos". Im Text setzt der Autor seine Beschreibungen fort:

Die Hälfte der Gesamtbevölkerung Nigerias ist im erwerbsfähigen Alter... Mehr als die Hälfte dieser 15-44-jährigen (55%) betätigt sich vor allem als Selbstversorger ständig in der Landwirtschaft. Sie leben mit ihren Familien von den Erträgen ihrer Felder oder von der Viehhaltung. Die andere knappe Hälfte (45%) gibt an, in Industrie, Gewerbe oder Dienstleistungen (Verwaltung, Handel, Verkehr u. a.) tätig zu sein. Doch stehen in Nigeria nur für ca. 10% der Erwerbsfähigen bezahlte Arbeitsplätze zur Verfügung. Hierin spiegeln sich die Schwierigkeiten wider, mit denen das Land zu kämpfen hat: Um wenige bezahlte Arbeitsplätze bemühen sich viele Arbeitswillige. Arbeitslosigkeit oder zeitlich begrenzte Beschäftigung bzw. Unterbeschäftigung sind weit verbreitet. Nur etwa 5% der Erwerbsfähigen verfügt über ein regelmässiges Einkommen, ungefähr 40% sind als "Gelegenheitsarbeiter" zu betrachten.

An dieser Lage hat die Industrialisierung, trotz aller Fortschritte, nur wenig geändert; denn seit 1970 konnten für nur etwa 1% der Erwerbsfähigen industrielle Arbeitsplätze geschaffen werden. Und doch ist es für Industrieunternehmen nicht immer möglich, vorhandene Stellen zu besetzen. Es mangelt an einer ausreichenden Zahl von ausgebildeten Fachkräften. Demgegenüber ist eine hohe Zahl von ungelernten Arbeitswilligen vorhanden. Auf der Suche nach Arbeit drängen vor allem junge Menschen vom Land in die Städte. Diese Landflucht bringt in den Städten erhebliche Belastungen, wie sie in Lagos besonders deutlich werden.

Die Seite 142 zeigt zwei Karte zum Thema "Standorte der verarbeitenden Industrie in Nigeria" für die Jahre 1965 und 1975 aus denen ersichtlich wird, dass sich ein Grossteil der wirtschaftlichen Aktivitäten auf den Raum von Lagos, sowie Kano und Kaduna und im Süden des Landes konzentriert, während weite Teile des Landes kaum über eine verarbeitende Industrie verfügen. Im Text schreibt der Autor über die Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Entwicklung in Nigeria (S. 142):

- Der Mangel an leistungsfähigen Verkehrs- und Versorgungseinrichtungen: Die Häfen sind mangelhaft ausgestattet. Ladungen müssen oft von Seeschiffen auf offener Reede in kleine Einheiten (Leichter) übernommen werden und umgekehrt. Die Strom- und Wasserversorgung sowie das Strassennetz und die Eisenbahnlinien sind überlastet und entsprechen nicht den Anforderungen.
- Die unzureichende Wartung von Maschinen und Fahrzeugen: Es fehlen Facharbeiter und ausgebildete Arbeitskräfte. Die kosten- und zeitaufwendige Ersatzteilbeschaffung für eingeführte Ausrüstungen lässt Maschinen häufig längere Zeit stillstehen. Arbeitsvorhaben können so nicht planmässig und wirtschaftlich abgewickelt werden.

Zur Industrialisierung Nigerias schreibt der Autor (S. 142):

Die Industrialisierung begann in Nigeria um 1960 zunächst nur zögernd. Mit Hilfe der Einnahmen aus der Erdölförderung... entstanden ab 1970 verstärkt neue Industriekomplexe, Hafenanlagen und Strassen. Die Einfuhr von Maschinen, Geräten, Halbfertigwaren und im Lande selbst fehlenden Rohstoffen stieg erheblich an... So ist Nigeria heute trotz aller Schwierigkeiten der am stärksten industrialisierte Staat Westafrikas.

Trotz des Niedergangs der Wirtschaft Nigerias unter der Herrschaft der Militärregierung Sani Abachas, einem Hausa, von 1993-1998 hat die oben gemachte Aussage ihre Gültigkeit auch Ende des 20. Jahrhunderts nicht verloren. Im Text schreibt der Autor weiter:

Die im Rahmen der Industrialisierung Nigerias ausgebauten Verkehrswege sind auch für die Räume ausserhalb der Wirtschaftszentren von Bedeutung. Entlang von Strassen verdichtet sich die Bevölkerung. Landwirtschaftsbetriebe erhalten die Möglichkeit, ihre Waren günstiger und schneller auf die städtischen Märkte zu bringen. Die landwirtschaftliche Marktproduktion wird dadurch angeregt. Der Abtransport von Holz, das für die Ausfuhr bestimmt ist, kann ebenfalls leichter erfolgen.

Bessere Verkehrsverbindungen zwischen den Städten und dem weiteren Umland bieten der Landbevölkerung den Anreiz, die Städte aufzusuchen. Dadurch kann sich aber die Landflucht verstärken. Das hat neben Vorteilen für einzelne jedoch erhebliche Nachteile. Die Erträge der Landwirtschaft sinken häufig bei hoher Abwanderung; denn die ausscheidenden Arbeitskräfte können nicht durch Maschinen ersetzt werden, weil es zu deren Anschaffung an Geld mangelt, und die Bauern dafür nicht geschult sind. So fehlen Nahrungsmittel aus eigener Produktion, die aus dem Ausland eingeführt werden müssen.

1995 importierte Nigeria Nahrungsmittel im Wert von rund 600 Mio. US\$, bei einem gleichzeitigen Exportvolumen von 11.7 Mrd. US\$, welches zu 97.4% mit Erdölverkäufen erwirtschaftet wurde. Trotz dieser Exporte summierte sich die Auslandverschuldung bis 1995 auf 35 Mrd. US\$, was allerdings wegen der hohen Bevölkerung immer noch einer relativ kleinen pro-Kopf-Verschuldung von rund 300 US\$ entsprach. Wegen des

Zerfalls der Raffinerien durch Misswirtschaft muss das Erdöllexportland Nigeria unterdessen aber auch Treibstoff importieren. (Fischer 1998)

Die Seite 143 zeigt, das Kapitel abschliessend, zwei Fotos "Industriekomplex in Lagos" und "Hafen Tin Can Island (Lagos)", sowie eine Tabelle zum Aussenhandel Nigerias für die Jahre 1970, 1974 und 1978, wobei der sprunghafte Anstieg der Erdölexporte zwischen 1970 und 1974, sowie die Umkehrung der grossen Handelsüberschusses von 1974 in ein Handelsdefizit 1978 besonders auffallen. (Zu Nigeria siehe auch die Seiten 297 und 364 dieser Arbeit.)

#### 4.30.2 Weitere Bände

Der Band für die Klassen 9 und 10 enthält keine Informationen zu Schwarzafrika. Der Band für die 11. Klasse beschäftigt sich auf den beiden Seiten 38-39 unter dem Titel "Ackerbau und Viehzucht in den Savannen" noch einmal mit Nigeria. Auf der Seite 38, die auch eine Karte "Bodennutzung in Nigeria" zeigt, aus der die Viehtriebwege und die unterschiedlichen Vegetationszonen ersichtlich sind, schreibt der Autor:

Die Trockensavannen mit 100 bis 700 mm Jahresniederschlag sind Hauptgebiete der Viehzucht in den Tropen. In Afrika hat sich ein traditionsreicher Weidenomadismus entwickelt, der privaten Herdenbesitz mit unveräusserlichem Gemeinschaftsbesitz an Weidegründen und Wasserstellen verbindet.

Diese Umstände führen dazu, dass man in den westafrikanischen Städten der Savannenzonen scheinbar "herr-lose" Tiere umherwandern sieht. Zu den grösseren Wanderbewegungen schreibt der Autor (S. 38):

Zur Überbrückung jahreszeitlich bedingter Futter- und Wasserknappheit sind Wanderungen des Viehs notwendig. Zusammensetzung der Herden mit verschiedenen Tierarten, Ausmass und Richtung der Wanderungen hängen davon ab, ob Mensch und Tier über genügend Wasser und ausreichende Weidegründe verfügen. Auch Seuchen- bzw. Parasitengefährdung und Salzversorgung der Tiere spielen eine Rolle. Klima und Seuchen führen zu starken Schwankungen der Tierproduktion. In Trockenperioden werden Herden bis zu 80% oder ganz vernichtet. Wegen der grossen Abhängigkeit der nomadischen Lebensform vom Vieh erscheint eine Aufstockung der Herden vernünftig und notwendig. Deshalb werden meist nur Bullen und ältere Kühe verkauft. Die Qualität des Viehs wird weniger nach Fleisch- und Milchleistung als nach Widerstandskraft gemessen.

Entsprechend ist die Qualität des zum Verkauf angebotenen Fleisches. Da es auch in den Ländern Westafrikas nicht üblich ist, an Altersschwäche oder Krankheit gestorbene Tiere zum Verzehr freizugeben, kann es vorkommen, dass eine Kuh, die sich nicht mehr selbst auf den Beinen halten kann, auf einem Karren zum Schlachthaus befördert wird. Aus diesen Gründen ist es empfehlenswert, Rindfleisch entsprechend lange zu kochen, was dann in der lokalen Küche mit den stundenlang gekochten Gerichten auch der Fall ist. Über die Probleme der Grossviehhaltung schreibt der Autor (S. 38):

Die Grossviehhaltung wird in den Tropen durch Seuchen und Parasiten begrenzt. Die seuchengefährdeten Gebiete ergeben sich aus dem Lebensraum krankheitsübertragender Insekten. Die Tsetsefliege z. B. überträgt Parasiten, die im Blut von Warmblütern leben und als Erreger von Schlafkrankheit und Nagana, einer fiebrigen Tierseuche, für Mensch und Tier sehr gefährlich sind. Da man die Krankheitserreger, die auch in den resistenten Wildtieren leben, nicht ausrotten kann, muss man die Überträger bekämpfen oder krankheitsresistente Rassen züchten. Beides ist bisher nur sehr begrenzt gelungen. Da die Tsetsefliege an enge Temperaturgrenzen und Schatten gebunden ist, kann man sie durch totale Rodung aus einem Gebiet vertreiben. Die Ausrottung der Fliege ist trotz des Einsatzes von DDT nicht gelungen. Heute werden biologische Methoden, etwa Duftfallen mit Sexuallockstoffen oder Sterilisation, in Verbindung mit vorbeugender Behandlung der Rinder bevorzugt.

(Zur Schlafkrankheit siehe auch die Seite 202 dieser Arbeit.) Die Seite 39 zeigt zwei Diagramme "Niederschläge und Hirseanbau in Nord-Dafur" für einen Mittelwert von 1931-1960 und das Trockenjahr 1949. Im Text schreibt der Autor unter der Überschrift "Ackerbau an der Trockengrenze":

Die Nutzungsmöglichkeiten in Trockengebieten werden häufig nach mittleren Niederschlagshöhen und jahreszeitlicher -verteilung beurteilt. Der Landwirt kann sich diesen Grössen leicht durch Bodenbearbeitung, Nutzpflanzenwahl und geeignete Nutztiere in vielfältiger Weise anpassen. Aber der Niederschlagsvariabilität ist er fast hilflos ausgeliefert. Ohne künstliche Bewässerung bedeuten unvorhersehbare Schwankungen der Regenmenge in der Anbauphase ein hohes Ernterisiko.

Geringe Regenmengen lassen sich ackerbaulich am besten nutzen, wenn sie regelmässig und zusammenhängend in einer kurzen Zeit fallen. Je höher die Niederschlagsvariabilität ist, je weiter entfernt sich deshalb die landwirtschaftliche von der klimatischen Trockengrenze, weil mit der Variabilität der Niederschläge das Ernterisiko steigt. Die knappen Wassermengen müssen möglichst vollständig genutzt werden. Gleichzeitig müsste der Bauer auf Niederschlagsschwankungen flexibel reagieren können. Deshalb baut er Feldfrüchte an, die hohe

Wasseranspruchslosigkeit mit einer kurzen Wachstumszeit verbinden. Dies gilt für Hirse und Gerste, in geringerem Masse auch für Mais und Erdnuss sowie für einige Erbsen- und Bohnensorten.

Die noch im Lehrmittel "Dreimal um die Erde" von 1977-1980 (Bd. 3, S. 106) als "rückständig" bezeichnete Landwirtschaft, wird hier als flexibles System beschrieben, welches auf die äusseren Gegebenheiten durch die Wahl geeigneter Nutzpflanzen reagiert.

Unter der Überschrift "Entwicklungsprojekt Mokwa Cattle Ranch" beschreibt der Autor ein deutsch-nigerianisches Entwicklungsprojekt zur Rindermast, in dem er über den Viehbestand Nigerias schreibt:

In Nigeria werden jährlich über 1 Mio. Schlachttiere vermarktet. Fütterungsversuche haben ergeben, dass die einheimischen Rassen gut zur Mast geeignet sind. Gerade das Magervieh aus der traditionellen Viehzucht der Trockensavanne stellt ein hohes Mastpotential dar, dessen Ausnutzung das steigende Fleischdefizit Nigerias deutlich vermindern könnte...

Im Text folgt eine kurze Beschreibung des Projektes sowie eine chronologische Übersicht für die Jahre 1964-1974, die keine weiteren erwähnenswerten Informationen zum Thema dieser Arbeit mehr enthält.

#### 4.30.3 Zusammenfassung

Der Autor, der zwar noch von "Stämmen" spricht, das Wort "Neger" aber nicht mehr verwendet, zeichnet das Bild eines von schwierigen Verhältnissen an der Entwicklung gehinderten Schwarzafrikas. Die in anderen Lehrmitteln meist ausführlich behandelten "Pygmäen" tauchen hier nur in einem Nebensatz auf.

Die Menschen Schwarzafrikas leben nicht mehr in natürlicher Verbundenheit mit ihrer Umgebung, sondern treiben "Raubbau" an den Wäldern und entwalden durch ihre grossen Viehbestände ganze Gebiete der Savanne. Selbst die beschriebenen Massai verändern, obwohl sie sich kaum an die "höhere Zivilisation angepasst" haben, ihre Umwelt, denn ihr "höchstes Glück" ist ein "möglichst grosser Viehbestand".

Mit den Ländern Kenia und Zaire werden zwei Länder vorgestellt, die in der Entwicklung der Landwirtschaft Erfolge verbuchen konnten. Die Länder Kamerun und Burkina Faso werden als Länder beschrieben, die auch bei vergleichsweise einfachen Projekten auf die Hilfe von aussen angewiesen sind. Am Beispiel Nigerias zeigt der Autor auf, dass selbst eine Industrialisierung die Probleme des Kontinents nicht löst und zu einer äusserst ungleichen Besitzverteilung führt.

In allen Bänden werden die Schwarzafrikaner als zwar initiative Menschen geschildert, die "flexibel" auf Einflüsse reagieren, den Umweltbedingungen aber hilflos ausgesetzt sind.

## 4.31 Geographie der Kontinente (Schülerband, 1984)

"In Obervolta klettern ausgemergelte Gestalten auf kahle Bäume: sie verschlingen die verdorrten Knospen - und in Mali zerstören Dorfbewohner Termiten-Bauten: sie suchen die Hirsevorräte der Insekten!... In einigen Gebieten haben fünfjährige Kinder noch nie Regen erlebt. Wo einst Herden weideten, modern jetzt Kadaver. Wo Hirse wuchs, frisst sich die Wüste vor. Der Hungertod bedroht 6 Millionen der 24 Millionen Einwohner der Sahel-Staaten. In den Dörfern und Nomadenlagern herrscht Verzweiflung. Hundert Meter tiefe Brunnen sind ausgetrocknet. Viele Hirten bieten ihre letzten Rinder zu nie gekannten Niedrigpreisen an. Aber die Menschen haben kein Geld, auch die Ackerbaugebiete sind ausgedorrt..." (S. 58: aus einem Zeitungsartikel von 1973)

Der 320 Seiten starke Band "Geographie der Kontinente" in der 1. Ausgabe von 1984 dient sowohl in der Sekundarschule als auch in Mittelschulen zusammen mit den Büchern "Geographie Europas" und dem "Schweizer Weltatlas" als offizielles Geographielehrmittel in Teilen der Deutschschweiz. Der afrikanische Kontinent wird auf rund 60 Seiten in Länderberichten, der Beschreibung klimatischen Regionen, Fotos und Karten erwähnt oder besprochen.

### 4.31.1 Steckbrief des Kontinents

Der Band bietet in einem "Steckbrief der Kontinente" einen ersten Überblick über den Kontinent Afrika. Auf Seite 6 ist die Weltkarte von Diego Ribeiro (erstellt 1525-1527) abgebildet. Der dazu passende Text auf Seite 7 klärt den Schüler auf:

"...Die Völker Asiens und Europas haben den afrikanischen Kontinent schon früh betreten und erkundet. Allerdings beschränkten sich die Kenntnisse über Afrika im wesentlichen auf Gebiete längs der Mittelmeer- und Rotmeerküste... Vom 15. Jahrhundert an erkundeten portugiesische Seefahrer... die Westküste Afrikas... Längs der Küste errichteten sie Handelsniederlassungen und Stützpunkte für künftige Indienfahrten - das Innere blieb jedoch weiterhin unbekannt, denn Hindernisse aller Art stellten sich den Erforschern entgegen.

Bereits in der Einführung spricht Bär von den Völkern Asiens und Europas, die sich aktiv auf dem afrikanischen Kontinent zeigten, während er die eigentlichen Bewohner nicht einmal erwähnt.

Auf den Seiten 8-11 wird die Erforschung des afrikanischen Kontinents anhand von Berichten des karthagischen Admirals Hanno (um 525 v. Chr.), der auf dem Seeweg bis in das Gebiet des heutigen Kamerun gelangte; Gustav Nachtigal (ca. 1867), der vor allem Gebiete der Sahara erforschte; H. M. Stanley, der den vermissten Missionar und Afrikaforscher Livingstone 1871 am Tanganjikasee fand, und der den Lauf des Kongos erforschte (ca. 1871-76); und Walter Mittelholzer, einem schweizerischen Flugpionier, der den Gipfel des Kilimandscharo überflog (ca. 1927), geschildert. Über die bereits lange vor diesen Entdeckungen ansässige Bevölkerung erfahren die Schüler aus dem Bericht von Hanno auf Seite 8:

"...Sieben Tagereisen weiter erreichten wir eine grosse Bucht. Am Tag sahen wir nichts als Wald. Nachts loderten viele Feuer, und wir hörten unter gewaltigem Lärm den Schall von Pfeifen, Cymbeln und Pauken. Die Furcht trieb uns von dannen..."

Aus dem Text nach Nachtigal erfährt der Schüler ebenfalls auf Seite 8 nur, dass der deutsche Arzt in Gefangenschaft der mohammedanischen Bevölkerung, welche die Christen verachteten, geriet und sich durch die grausamen Reden seiner Peiniger quälen lassen musste.

Aus dem ersten Text nach Stanley (S. 9) über David Livingstone erfahren die Schüler, dass dessen Expedition vom Unglück verfolgt wurde. Unter anderem "machten sich die Eingeborenen seine Hilflosigkeit zunutze und beuteten ihn aus, wo sie nur konnten."

Ausserdem erfahren die Schüler in einem Text nach A. Hochheimer, betitelt mit "Stanley berichtet über Innerafrika", aus der Unterredung Stanleys mit einem arabischen Sklavenhändler über die im Kongogebiet ansässigen "Pygmäen" (S.10):

"...Die Eingeborenen sind Menschenfresser, eine Reise dorthin heisst Kampf, nichts als Kampf... Hätte er das getan, so wäre er im Norden von den Eingeborenen aufgefressen worden..."

(Zu den "Pygmäen" siehe auch die Seiten 293 und 340 dieser Arbeit.) Aus dem Bericht "Über dem Kilimandscharo" nach Mittelholzer ist nichts über die Bevölkerung des überflogenen Gebietes zu entnehmen, denn der Text gibt sich ganz dem Flugerlebnis hin.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass die Schüler in diesem Steckbrief über den afrikanischen Kontinent, nebst topographischen Fakten (Karte, S. 11) und dem Verbreitungsgebiet von Krankheiten (Karte, S.7), welche auch den erwähnten Forschern immer wieder Mühe bereiten, und einer Karte (S. 11) über "Bevölkerung und grosse Städte" zu einem nicht näher datierten Zeitpunkt, nur wenig über die auf dem Kontinent heimische Bevölkerung erfährt. Die Schüler "wissen" nach dem Lesen der geschilderten Berichte, dass der Afrikaner mittels verschiedenen Instrumenten einen gewaltigen Lärm vollführt, tapfere Christenmenschen, die den Unbillen des afrikanischen Wüstenklimas trotzen, in der Gefangenschaft verhöhnt und schlussendlich gar zur Menschenfresserei neigt. Wie diese den Schülern doch wohl eher fremde Menschen auf den afrikanischen Kontinent geraten sind, erfahren sie nicht, zumal doch im Eingangstext erklärt wird, dass der afrikanische Kontinent von Asiaten und den noch tüchtigeren Europäern erst entdeckt wurde.

Wenn einmal von dieser einseitigen bisher vermittelten Sicht des afrikanischen Kontinents abgesehen wird, der den afrikanischen Völkern nicht gerade zur Ehre gereicht, fällt die unpräzise Beschreibung der Leistung der europäischen "Entdecker" und Forscher auf, die wenn auch nicht in der Entdeckung dieses Kontinents - ausser man bestehe darauf, dass nur der Europäer zur Entdeckung und Erforschung fähig sei - immerhin darin bestand, weite Gebiete Afrikas systematisch zu kartographieren.

#### 4.31.2 Der Regenwald

In einem zweiten Teil beschäftigt sich "Geographie der Kontinente" mit den Landschaftsgürteln, präziser den Klima- und Vegetationszonen der Erde. In einem Bericht über den Kongo-Urwald (S.47-48) nach E. Egli wird der Besucher oder Erforscher des Regenwaldes durch einen Schwarzen begleitet:

"...Die Ruderschläge werden zögernd. Der Schwarze äugt nach links und rechts unter die Uferbüsche... Nun legt die Piroge sachte an. Es ist der Eintritt zu einem Urwaldpfad. Der Schwarze hält den runden, kiellosen Einbaum, und ich trete ein in das jahrtausendealte Geheimnis des Urwaldraumes... Jeden vorgewachsenen Zweig zwickt der Schwarze mit dem Messer weg."

Dies sind die einzigen Informationen, welche die Schüler aus dem fast zweiseitigen Text über den schwarzafrikanischen Menschen entnehmen können. Es bleibt nicht nur unklar, weshalb der "Schwarze" den Reisenden begleitet, sondern auch zu welcher Volksgruppe er gehört. Was, wenn der "Schwarze" nur einer dieser, wie im ersten Abschnitt des Buches gelernt, "menschenfressenden Pygmäen" ist? Entsteht bei einem solchen Bericht nicht der Eindruck, dass Ziel dieses geographischen Berichts sei neben der Aufklärung über die Eigentümlichkeiten des tropischen Regenwaldes, vor allem die Nabelschau auf die eigene Leistung, und nicht etwa, wie es vielleicht zu erwarten wäre, Sachinformation über die Bewohner des betroffenen Gebietes?

Auf Seite 49 zum Thema "Gefahr für die Regenwälder" wird erstmals ein schwarzafrikanischer Mensch abgebildet, gekleidet in Hose, T-Shirt und mit einer Wollkappe auf dem Kopf, fällt er gerade mit einer Motorsäge einen Urwaldriesen. Aus dem nebenstehenden Text erfahren die Leser, dass eine solche Tätigkeit dem Urwald abträglich ist, d.h. der abgebildete Arbeiter vernichtet sozusagen seine eigene Lebensgrundlage. Weshalb er dieser "selbsterstörerischen" Tätigkeit nachgeht, darauf geht der Text weiter nicht ein.

Auf den Seiten 50-51 schliesslich kommt Bär endlich auf die Bewohner des Urwaldes zu sprechen (S.50):

"...Die frühesten Bewohner des Regenwalds, Zwergvölker wie z. B. die Pygmäen im Kongo-Urwald... leben mehrheitlich von der Jagd, vom Sammeln pflanzlicher Nahrung oder vom Fischfang."

(Zu den "Pygmäen" siehe auch die Seiten 339 und 400 dieser Arbeit.) Bär verzichtet also darauf, bei der Ernährung der "Pygmäen" von "Schnecken" und anderen ähnlichen Tieren zu sprechen, wie das in älteren Lehrmitteln der Fall war.

Auf der gleichen Seite wird in einem "Steckbrief der Pygmäengemeinschaft" über den Lebensraum, die Wohnung, die äussere Erscheinung, die Kleidung, den Lebensunterhalt, den Tauschhandel und das Gemeinschaftsleben informiert. Insgesamt zeichnet der Autor das Bild eines fröhlichen, lebensfrohen Volkes, welches sich von den "Früchten" des Urwaldes nährt, Fremden gegenüber eine gewisse Scheu aufzeigt und in der Lage ist, einfachste Bauten, d.h. ihre Hütten zu errichten. Wenig erfahren die Schüler hingegen über die kulturellen Errungenschaften der "Pygmäen", ausser dass sie die Musikinstrumente Flöte, Trommel, Klapper und Rassel kennen und in ihrer Musik und ihrem Tanz Jagdszenen darstellen. Auch über die von den Pygmäen auf ihren Wanderungen erstellten Lianenbrücken, die technisch hochstehende Leistungen darstellen, schweigt sich Bär aus. Insgesamt wird also das Bild eines naturverbundenen kleinwüchsigen Wilden gezeigt, der "in einer unreflektierten Ehe mit der Natur..., ohne das Bedürfnis oder den Willen zu besitzen, aus dieser primitiven Harmonie auszubrechen", lebt. (Jestel Hrsg., 1982, S.81). Auf zwei Fotos werden die Pygmäen einmal bewaffnet mit Pfeil und Bogen, sowie der von ihnen verwendeten Kurzlanze, auf dem zweiten Foto mit den Musikinstrumenten Flöte und einer Art Mbira, die wohl durch Tauschhandel erworben wurde, abgebildet. Von den im ersten Teil des Lehrmittels erwähnten, aber nicht kommentierten "Menschenfresserei" ist keine Rede mehr.

Mittels einer Sage, deren Quelle nicht näher bezeichnet wird und welche die Entdeckung der Banane schildert, leitet Bär über zu der ebenfalls im Regenwald ansässigen Volksgruppe der Bantu, die er auch als "Waldneger" bezeichnet (S. 51):

"...Die geschlossenen Dörfer bestehen aus festgefügtten Häusern oder Hütten, die aus Pfählen, Latten, Reisig und Lehm aufgebaut und mit einem Schilf- oder Blätterdach gedeckt sind. Die Gebäude stehen in der Regel beidseits eines Pfades oder sind um einen zentralen Platz gruppiert. Sie sind einfach eingerichtet und meist in Wohn- und Schlafraum unterteilt. Neben einer Feuerstelle findet man darin auch Hausrat, wie Krüge, Töpfe oder eiserne Werkzeuge, aber auch Wandbänke, Matten und Bettgestelle, die selber angefertigt worden sind. Als Haustier hält man Hühner und Hunde, gelegentlich auch ein Schwein.

Die Bantuvölker kennen die Einehe. Die Grossfamilie ist für die Erziehung und Ausbildung der Kinder selber verantwortlich. Daneben sind aber die Bindung an die Dorfgemeinschaft und das Stammesbewusstsein unter der Autorität eines Häuptlings sehr stark. Man liebt Gemeinschaftsfeiern mit rhythmischer Musik. Trommel, Bogengitarre, Klimper und Harfe sind die üblichen Musikinstrumente. Weit verbreitet ist der Glaube an Geister, die in der Natur, in Menschen oder in Gegenständen wohnen. Macht über diese Geister hat nur der Medizinmann, dem dadurch eine besondere Stellung im Dorf zukommt.

Die Urwald-Bantus betreiben Hackbau - die Bearbeitung des Bodens mit Pflug und Zugtieren ist nicht üblich. Das Roden des Waldes ist dabei Sache der Männer. Sie schlagen das Unterholz mit dem Haumesser oder mit der Axt. Auch die grossen Bäume werden zum Absterben gebracht und am Ende der niederschlagärmsten Zeit zusammen mit dem geschlagenen Unterholz, Ästen, Zweigen und Blättern angezündet. Grössere Baumstrünke bleiben dabei stehen - oft auch ganze Bäume, die später als Schattenspende für empfindliche Pflanzen dienen. Die Asche dieser Brandrodung düngt den Boden. Die Frauen bestellen die Felder. Der Boden wird aber nicht bearbeitet. Mit dem Grabstock oder mit der Hacke gräbt man Pflanzlöcher für Mais oder Maniok, Süsskartoffeln (bataten), Kürbisse oder Bananen. Dieser Mischbau dient dem täglichen Bedarf. Vorratshaltung ist nicht nötig. Bei Siedlungen in Flussnähe ergänzen gelegentlich Erträge des Fischfangs mit Speer, Netz oder Reuse, teilweise auch von Booten aus, die tägliche Nahrung. Viehhaltung ist im tropischen Feuchtklima nicht möglich, da die Rinder den durch Insekten (Tsetsefliege) übertragenen Seuchen zum Opfer fallen..."

Dieser recht detaillierte Bericht gibt Auskunft über die Art der Nahrungsmittelerzeugung bei einer traditionell lebenden Gruppe der Bantus im Gebiet des Regenwaldes. (Zum Wanderhackbau siehe auch die Seiten 327 und 384 dieser Arbeit.) Das Foto auf der Seite 51 zeigt aber deutlich, wenn man die Kleidung der auf dem Feld arbeitenden Menschen betrachtet, dass auch das traditionelle Dorfleben längst mit westlicher Zivilisation in Berührung gekommen ist und dadurch wohl nicht nur in der Kleidung beeinflusst wird. Dies gilt selbst für die Volksgruppe der "Pygmäen", deren Mitglieder oft ein Leben abseits der Traditionen, meist als Bettler an der Überlandstrassen fristen. Selbst für die "primitiven Pygmäen" bedeutet die traditionelle Lebensweise also ein ganz bewusster Entscheid, denen Erwägungen über die Vor- und Nachteile verschiedener Lebensformen

zugrundeliegen. Von einer unreflektierten Verbundenheit mit der Natur kann also kaum mehr die Rede sein, sondern es muss ganz klar von einem Abwägen von Werten und Entscheidung für das eine oder andere Wertesystem gesprochen werden. Diese Problematik wird von Bär in keiner Weise erwähnt.

#### 4.31.3 "Bei einem Kakaopflanzer in Ghana"

Auf den Seiten 52-53 stellt der Autor unter dem Titel "Bei einem Kakaopflanzer in Ghana" den Anbau von Kakao in Westafrika vor. (Zum Kakaoanbau siehe auch die Seiten 293 und 361 dieser Arbeit.) Dabei verwickelt er sich neben der eigentlich sachlichen Darstellung des Themas teilweise aber auch in Widersprüche. "Ghana ist der wichtigste Kakaoproduzent der Erde" lautet der die Thematik einleitende Satz (S.52). Einer auf der Seite 53 abgedruckten Tabelle ist aber zu entnehmen, dass die Kakaoproduktion in den siebziger Jahren in Ghana laufend abgenommen hat, während sie im Nachbarland, der Elfenbeinküste enorm zunahm, so, dass für das Jahr 1980 Ghana nach der Elfenbeinküste und Brasilien erst auf Platz 3 der Kakaoproduzenten auftritt. Seit dem Erscheinen des Buches hat die Bedeutung des Kakaos als Exportgut in Ghana weiterhin abgenommen. In den letzten Jahren war das am meisten Devisen einbringende Exportgut teilweise wieder Gold, welches Ghana jahrhundertlang als Goldküste bekannt machte. Trotzdem bleibt der Kakaoanbau für viele Kleinbauern des Südens von Ghana von Bedeutung. Bär lässt einen dieser Kleinbauern, Herrn Buabang, auf Seite 52 selbst zu Wort kommen (erstmalig wird in diesem Band ein Afrikaner namentlich erwähnt):

"Meine Kakaopflanzung ist mit ihren gut 10 ha eine der grössten der Region. Wir sehen von hier aus gut, wie das Gelände gegen den Fetentaa-Fluss hin leicht abfällt. Das erste Feld wurde 1960 im obersten Hangabschnitt, hier gerade unter uns, noch in der Nähe des Hauses angelegt. Weitere Rodungen erfolgten dann in mehr oder weniger regelmässigen Zeitabständen hangabwärts. Stets wurde der Wald im November gerodet und das Holz im Januar verbrannt. Grosskronige Bäume liessen wir als Schattenspender für die jungen Kakaobäume meist stehen, denn der Kakaobaum stammt aus der untersten Baumschicht des ursprünglichen Regenwaldes. Die Bäumchen wurden jeweils in den Monaten März und April gesetzt. In die Zwischenräume pflanzten wir - als zusätzliche Schattenspender und zugleich zur Eigenversorgung - immer zugleich Bananen und Knollenfrüchte wie Taro oder Yams. Leider nahm 1974 ein fünf Jahre vorher angelegtes Kakaofeld durch das Feuer der Brandrodung eines Nachbarn so stark Schaden, dass es in der Folge aufgegeben werden musste. Es wurde später mit Kaffeebäumen bepflanzt. Sie wissen ja: Kaffee bildet in dieser Gegend häufig das zweite Marktprodukt. Auf den schlechteren Böden um das Farmhaus, gleich hinter uns, wachsen heute auch kleinere Ananaskulturen. Unser 'Garten', das Feld, auf dem Mais, Taro und Yams für unseren eigenen Bedarf gepflanzt wird, muss jeweils nach zwei bis drei Jahren verlegt werden, da dann der Boden bereits so erschöpft ist, dass die Erträge zu klein ausfallen. Wir nennen hier dieses Anbausystem Landrotation.

Nach dieser eingehenden Beschreibung seiner Kakaopflanzung fährt Herr Buabang mit seinem Bericht fort:

Nun werden Sie natürlich wissen wollen, wie die Arbeit während des Jahres hier abläuft. Meine Familie und meine sechs Angestellten - z.T. ebenfalls mit ihren Familien - besorgen alle Arbeiten, die im Laufe des Jahres zu erledigen sind, vom Roden über das ständige Jäten bis zur Ernte, ihrer Verarbeitung und zur Neupflanzung. Sie erhalten dafür als Entlohnung einen Drittel des gesamten Ertrags und natürlich die hier ebenfalls erzeugten Nahrungsmittel. Während der Arbeitsspitzen zur Erntezeit können wir stets auch auf die Hilfe benachbarter Farmer zählen. Dies beruht natürlich auf Gegenseitigkeit... Der Ablauf der Arbeiten ist nicht von Jahr zu Jahr ganz gleich. Er hängt von den Launen des Wetters, vor allem von der Verteilung der Niederschläge ab. Die beiden Erntezeiten bilden stets die Höhepunkte. d.h. die arbeitsreichste Zeit des Jahres. Die Männer schlagen täglich die gerade reif gewordenen Früchte mit den Haumessern von den Bäumen. und die Frauen tragen sie in Körben auf den Arbeitsplatz hinter dem Haus. Dort schlagen einige der Männer die Früchte mit dem Messer entzwei, worauf Frauen und Kinder mit den Fingern die Kakaobohnen herauslösen und von Verunreinigungen trennen. In jeder Frucht stecken 30 bis 50 fast weisse Bohnen. Diese werden dann zum Gären (Fermentieren) zwischen Bananenblättern zu einem Haufen aufgeschichtet und mit Holzstücken beschwert. Durch das Fermentieren werden die Bohnen braun und entwickeln das Schokoladearoma. Nach sechs Tagen breitet man sie auf Holzgestellen zum Trocknen aus. Damit sie von der Sonne gleichmässig beschienen werden, dreht man sie mit hölzernen Rechen häufig um und deckt sie bei Regenschauern und natürlich über Nacht sorgfältig zu. Aus ihrer langen Erfahrung wissen die Arbeiter, wann die Bohnen so weit getrocknet sind, dass sich die Schale gut vom innern Kern trennen lässt. Das Trocknen dauert je nach Wetter etwa zwei Wochen. Während der ganzen Zeit liest man immer wieder schlechte Ware heraus und trennt zusammengeklebte Bohnen. Das fertige Erntegut wird schliesslich in Säcke abgefüllt und bis zum Abtransport im Lagerraum aufbewahrt.

Wie beschrieben ist die Kakaobohnengewinnung ein sehr arbeitsintensiver Prozess. Herr Buabang fährt fort, die grösseren Zusammenhänge schildernd:

Die gesamte Ernte wird mit Lastwagen nach dem 25 km entfernten Markttort Berekum gefahren. wo sie von der Einkaufs- und Verarbeitungsgenossenschaft noch etwas weiter behandelt werden muss. Wir haben unsere Erträge in den letzten Jahren ständig etwas erhöhen können. Im vergangenen Jahr ernteten wir erstmals 200 Säcke Kakaobohnen zu je 27 kg. Aber wir sollten noch mehr produzieren! Denn alles, was wir kaufen müssen, Gegenstände aus der Stadt, Geräte für das

Haus, Benzin und Nahrungsmittel, ist in den letzten Jahren sprunghaft teurer geworden. Auch die Steuern, das Schulgeld für die Kinder sowie die Kosten für ihre Kleider sind gestiegen. Für unseren Kakao aber erhalten wir seit Jahren gleich viel, oder, wenn ich mich recht erinnere, sogar etwas weniger. Die Zwischenhändler an der Küste machen zu grosse Gewinne- und die Weltmarktpreise werden nicht in unserem Land festgesetzt. Wir arbeiten heute für jeden Gegenstand, den wir drunten kaufen, fast doppelt so lang wie vor 15 Jahren. Es wird uns wohl nichts anderes übrig bleiben, als nochmals Wald zu roden und noch mehr Kakaobäume zu pflanzen. Junge Bäumchen brauchen aber mindestens fünf Jahre, bis sie erste Früchte tragen. Was machen wir bis dahin, und wie wird meine Rechnung dann aussehen? Hoffentlich bleiben wir wenigstens von der Pflanzenkrankheit verschont, die Ghanas Kakaopflanzungen seit einigen Jahren heimsucht und bei der Wurzeln und Blätter der Bäume absterben. Über 100 Mio. Bäume mussten deswegen schon geschlagen werden."

(Berekum liegt etwa 120 km nordöstlich von Kumasi und ist über eine Überlandstrasse relativ gut zu erreichen. Von Kumasi aus bestehen Bahnverbindungen nach Accra und Sekondi-Takoradi, einem Küstenhafen.) Zusätzlich enthalten die beiden Seiten mehrere Fotos, von denen zwei ghanaische Bauern bei der Arbeit zeigen: "Öffnen der Kakaofrüchte" und "Trocknen der Kakaobohnen".

#### 4.31.4 Savanne

Im nächsten Abschnitt im zweiten Teil des Bandes bespricht Bär die wechselfeuchten Tropengebiete Savanne und die Sahelzone (Seiten 54-61). Davon befassen sich 6 Seiten mit den Menschen, die in dieser Klimazone wohnhaft sind.

Auf den Seiten 56-57 erfahren die Schüler über die Savannenbewohner:

Die Bewohner der Savanne sind Ackerbauern, in den trockeneren Teilen auch Viehzüchter. Im Gegensatz zu den Bewohnern des Regenwaldes legen die Bauern hier einen Teil ihrer Ernte als Nahrungsvorrat beiseite; die Viehzüchter sind teilweise gezwungen, mit ihren Herden zu wandern.

Bär unterscheidet hier also zwischen Völkern, die Nahrungsmittelvorräte anlegen und solchen, die darauf verzichten. Wobei unter Vorratshaltung die in Europa praktizierte Speicherung von Nahrungsmitteln verstanden werden soll. - Denn auch die Völker des tropischen Regenwaldes kennen eine Art Vorratshaltung, indem sie die Wurzeln des Maniok beispielsweise im Boden lassen, wo sie mehrere Jahre haltbar sind. - Darin unterscheidet "Geographie der Kontinente" sich von einigen älteren Lehrmitteln, die behaupten, die "Neger" würden "fröhlich in den Tag hineinleben" und keine Vorräte anlegen. Zur Feuchtsavanne schreibt der Autor (S.56):

In der Feuchtsavanne herrscht der Hackbau vor. Für Grossviehherden ist die Seuchengefahr (Übertragen durch Tsetsefliegen) noch immer zu gross. Mit der beginnenden Regenzeit lockert man den Boden. Dann werden Mais, Bohnen oder Hirse gepflanzt. Nach der Regenzeit steckt man Kartoffeln, Yams oder Batate (Süsskartoffeln) in den noch feuchten Boden. Da der Humusgehalt gering ist und sich die Bodenfruchtbarkeit bald erschöpft, wird auch hier Wanderfeldbau mit Brandrodung betrieben. Gedüngt wird mit der Asche der verbrannten Bäume und zusätzlich durch das Abbrennen der Grasflur am Ende jeder Trockenzeit (Buschfeuer. Steppenbrände). Viele Waldgebiete sind so durch den Menschen in Savannen umgewandelt worden.

Zur Trockensavanne heisst es im Text:

Auch in der Trockensavanne (wegen ihrer Baumarmut oft auch als Steppe bezeichnet) kennt man den Wanderfeldbau mit Brandrodung. Körnerfrüchte wie Hirse und Mais stehen hier als Anbauprodukte im Vordergrund. Die Trockensavanne ist aber das eigentliche Viehzuchtgebiet Afrikas, die Region der wandernden Hirtenvölker... Auch hier wird das Gras vor der Regenzeit häufig abgebrannt, um mit der Asche das Aufkommen der jungen Grasflur zu begünstigen.

Die Hackbauern der Savanne wohnen vorwiegend in Dörfern. Sie erstellen meistens Rundhütten. Über einem Gerüst aus grösseren Ästen oder Palmstengeln werden aus feinerem Material Wände geflochten und mit Lehm bestrichen. Die Dächer sind mit Palmblättern oder Gräsern gedeckt. In den grösseren, stadähnlichen Siedlungen findet man ein reiches Handwerk (Schmiede, Töpfer, Weber). Viele der Siedlungen liegen in Schutzlagen auf Hügeln - stadähnliche Siedlungen sind häufig befestigt.

Im offenen und verkehrsgünstigen Landschaftsgürtel der Savanne haben sich im Laufe der Geschichte verschiedene Stammesgruppen zu grossen Stammesverbänden (Königreichen) zusammengeschlossen.

(Siehe zu diesen Königreichen auch den Teil "Überblick über die Geschichte Schwarzafrikas auf der Seite 28 dieser Arbeit.) Darüberhinaus bieten die beiden Seiten auf 10 Fotos umfangreiches Bildmaterial: "Pflugbau in der Savanne (Nigeria)", "Viehzüchter in Obervolta" (dem heutigen Burkina Faso), "Arbeit auf dem Feld", "Beim Korbflechten", "Dorf und Felder", "In der Schule", "Grossvater erzählt Geschichten", "Auf dem Wochenmarkt", "Am Kochherd", "Beim Spiel". Auffallend ist die oft sehr bunte Kleidung der auf den Fotos abgebildeten Personen.

## 4.31.5 Sahelzone

Auf den Seiten 58-61 wird die Sahelzone beschrieben, und Bär geht insbesondere auf die Dürre- und Hungerproblematik im Sahel ein. Über die Bevölkerung schreibt er (S. 58):

Der Sahel ist Kontakt-, Misch- und heute auch Konfliktraum zwischen hellhäutigen, aus Nordafrika stammenden Hirtenvölkern (Berbern, Arabern, u.a.) und schwarzer Bauernbevölkerung aus West- und Zentralafrika. Im regenreicheren Südtel leben mehrheitlich Sesshafte. Sie pflanzen je nach Regenfall und Arbeitseinsatz Produkte für den Eigenbedarf (Kartoffeln, Bohnen, Zwiebeln, Kürbisse, Hirse) sowie solche für den Verkauf (Erdnüsse, Baumwolle, z.T. auch Hirse). Der Export liegt in den Händen grosser Gesellschaften.

Beim traditionellen Ackerbau werden die Felder nach zwei bis dreijähriger Nutzung einer mehrjährigen Brache überlassen, während der sich der Boden wieder erholen kann. Deshalb waren früher in diesem Raum nur etwa 10 bis 20% des Landes gleichzeitig genutzt. Die Bevölkerungsdichte betrug nicht mehr als 25 Einwohner pro km<sup>2</sup>; für ein Rind standen rund 4 ha Weideland zur Verfügung.

(Siehe dazu auch die Karte "Bevölkerungsdichte" im Anhang auf der Seite 568 dieser Arbeit.) Über die Nomaden schreibt Bär:

Die Nomaden, einst Herren über die sesshaften Bauern, leben im Nordteil, wo die Niederschlagsverhältnisse einen regelmässigen Anbau erschweren oder verunmöglichen. Den Regenfällen folgend, zogen sie früher mit ihren Herden aus Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen von einer Weidestelle zur andern, oft ohne sich um politische Grenzen zu kümmern. Während der Trockenzeit, wenn Tümpel und Wasserlöcher versiegten, trieben sie ihre Tiere - nach überlieferten Abmachungen - nach Süden auf die abgeernteten Felder der Sesshaften. Ihre Wirtschaftsweise war den naturgegebenen Verhältnissen angepasst; weitgestreute Weideflächen wurden genutzt, aber nicht übernutzt. Der Anbau beschränkte sich hier auf einige "Inseln" mit verhältnismässig günstigen Feuchtigkeitsverhältnissen. Die Bevölkerungsdichte belief sich auf nur 5 Einwohner pro km<sup>2</sup>; ein Rind benötigte eine Weidefläche von 10 ha.

Diese der Umwelt angepasste Wirtschaftsform wurde in unserem Jahrhundert durch Einwirkungen gestört, die ihre Wurzeln einesteils im Sahel selbst hatten, zum andern Teil aber von aussen kamen. Die dadurch eingeleitete Entwicklung ist erschreckend, und das Ende der Katastrophe ist heute noch nicht abzusehen.

Auf Seite 59 wird ein Text zur Dürre nach einem Zeitungsartikel von 1973 wiedergegeben - der Text erscheint im Lehrmittel "Seydlitz Geographie" von 1994-1996 (Bd. 3, S. 51) noch einmal -, in dem sich unter anderem folgende Formulierungen über die heimische Bevölkerung finden:

"In Obervolta klettern ausgemergelte Gestalten auf kahle Bäume: sie verschlingen die verdorrten Knospen - und in Mali zerstören Dorfbewohner Termiten-Bauten: sie suchen die Hirsevorräte der Insekten!... In einigen Gebieten haben fünfjährige Kinder noch nie Regen erlebt. Wo einst Herden weideten, modern jetzt Kadaver. Wo Hirse wuchs, frisst sich die Wüste vor. Der Hungertod bedroht 6 Millionen der 24 Millionen Einwohner der Sahel-Staaten. In den Dörfern und Nomadenlagern herrscht Verzweiflung. Hundert Meter tiefe Brunnen sind ausgetrocknet. Viele Hirten bieten ihre letzten Rinder zu nie gekannten Niedrigpreisen an. Aber die Menschen haben kein Geld, auch die Ackerbaugebiete sind ausgedorrt..."

(Zu Mali siehe auch die Seiten 255 und 402, zu den Hungerkrisen Afrikas die Seiten 317 und 351 dieser Arbeit.) Auf Seite 60 kommt ein Erdnussbauer aus dem Senegal in "Ein Interview für das Fernsehen" nach einem Tonband eines Fernsehreporters für DRS 1979 zu Wort:

Reporter: "Im Zentrum von Senegal, im Dorf Jalab nordöstlich von Dakar, lebt der 36jährige Erdnussbauer Cherno Sow. Er ist bereit, uns einige Fragen zu beantworten. Herr Sow, wie gross ist ihre Farm und wie viele Leute leben hier?"

Sow: "Ich besitze 2 Hektaren Land. Meine Frau und ich haben drei Kinder. Überdies leben noch drei weitere Mitglieder der Verwandtschaft mit uns im Familienverband zusammen."

R: "Wie haben Sie Ihren Beruf gelernt?"

S: "Ich habe die Felder von meinem Vater übernommen. Schon als kleiner Bub musste ich mitarbeiten - Zeit für den Schulbesuch hatte ich nicht."

Neben der Arbeit, die Kinder zusammen auf den Feldern ihrer Eltern leisten, ziehen viele, vor allem Mädchen, beispielsweise nach Dakkar, wo sie für einen Monatslohn zwischen 8-40 Franken als Haushaltshilfe bis zu 14 Stunden täglich arbeiten. Die "Kinder arbeiten, um ihre Zukunft vorzubereiten und ihre Lage zu verbessern", wie ein 14jähriges Mädchen aus Senegal gegenüber einem Journalisten äusserte. Drei Viertel dieser Mädchen haben nie eine Schule besucht und nur die wenigsten von ihnen besitzen einen gesetzlich vorgeschriebenen Vertrag und können ihre Stelle deshalb jederzeit verlieren. (TA 19.05.98, S. 11; TA 06.06.98, S. 5; siehe zur Kinderarbeit auch die Seiten 274 und 351 dieser Arbeit.) Im Interview heisst es weiter:

R: "Was pflanzen Sie auf Ihren Feldern an?"

S: "Zu einem grossen Teil natürlich Erdnüsse, im Wechsel mit Hirse. Wir essen ja hauptsächlich Hirse und etwas Erdnüsse - Fleisch gibt es nur selten."

R: "Arbeiten Sie mit Maschinen?"

S: "Nein. Alle Arbeiten wie Säen. Unkrautjäten und Ernten werden von Hand erledigt. Dabei hilft die ganze Familie mit."

R: "Aber eben habe ich auch einige Geräte gesehen."

S: "Ja, seit zwei Jahren haben wir einen Pflug. Aber er ist keine Entlastung für uns, sondern bringt uns Schulden und damit noch mehr Arbeit! Weil ich den Pflug nicht bar bezahlen konnte, musste ich bei der staatlichen Erdnussgesellschaft einen Kredit zu einem Jahreszins von 25% aufnehmen. Während vier Jahren habe ich nun einen Teil meiner Erdnüsse der Gesellschaft zu überlassen."

(Zum Ochsenpflug siehe auch die Seite 308 dieser Arbeit.) Der Reporter fragt weiter:

R: "Herr Sow, hat sich hier in den letzten zehn, fünfzehn Jahren etwas geändert?"

S: "Ja. Früher verdiente man genug Geld, um die Familie zu ernähren und zu kleiden. Heute geht es uns schlechter. Zwar verdienen wir heute mehr Geld, aber es reicht trotzdem nicht aus."

R: "Wieso hat sich das derart verändert?"

S: "Die Leute, die unsere Erdnüsse kaufen, sind nicht mehr die gleichen."

R: "Was können Sie dagegen tun?"

S: "Wir sind Bauern und können nichts dagegen tun, denn diese Leute sind in der Regierung."

R: "Versuchten Sie jemals, etwas anderes zu pflanzen als Erdnüsse?"

S: "Nein, denn nur mit der Erdnuss verdienen wir Geld, um eine Hose, ein Hemd oder andere Sachen zu kaufen, die wir dringend brauchen."

R: "Aber könnten Sie nicht zum Beispiel Maniok pflanzen und verkaufen?"

S: "Nein. Der Staat würde uns den Maniok nicht abnehmen, und die Ernte ginge kaputt für nichts."

R: "Erklären Sie mir das etwas genauer."

S: "Nach der Ernte liefere ich die Erdnüsse an unsere Genossenschaft, die sie an die Staatsgesellschaft verkaufen muss. Ich habe keine andere Möglichkeit, auch wenn der festgesetzte Preis nur die Hälfte von dem beträgt, was Erdnussbauern in andern Teilen der Welt erhalten. Das Geld bekomme ich überdies erst viele Wochen später, und oft werde ich von den Händlern noch betrogen, denn ich kann ja nicht lesen."

Die Verzögerung bei der Auszahlung des Geldes ist deshalb von Bedeutung, weil der geschuldete Betrag durch die Inflation rasch an Wert verliert. Der Reporter setzt seine Befragung fort (S. 60):

R: "Was sind denn das für Leute in der Stadt? Werden sie nicht kontrolliert und bestraft?"

S: "Die Staatsgesellschaft hat kein Interesse, sich für uns einzusetzen. Und sie ist zu mächtig. Sie transportiert unsere Erdnüsse nach Dakar und exportiert sie. Selbst wenn unsere Ernte noch im Land zu Öl verarbeitet wird, verdient der Staat, denn er vergibt die Aufträge - meist an ausländische Gesellschaften. Das Geld kommt aber nie zu uns aufs Land zurück. Die 5'000 Angestellten der Staatsgesellschaft leben vornehm und im Luxus, wie auch die Leute der Regierung und überhaupt viele Bewohner der Städte."

R: "Was ist dann die Zukunft hier auf dem Land?"

S: "Die Zukunft ist für uns, Erdnüsse zu pflanzen."

R: "Und wenn das so weitergeht?"

S: "Wenn es so weitergeht, werden die Bauern ganz verarmen und schliesslich verschwinden."

R: "Gäbe es einen Ausweg für die Landbevölkerung?"

S: "(stockt)" "Wir Bauern könnten überleben, wenn wir nicht fast nur Erdnüsse, sondern wieder mehr Nahrungsmittel für uns selber und für das eigene Land anbauen könnten. Aber das würde den Städtern und der Regierung kaum gefallen...!"

Der Text schildert also die Sorgen und Nöte des Kleinbauern und thematisiert den Stadt-Landkonflikt aus der Sicht der ländlichen Bevölkerung. Auf der gleichen Seite findet sich auch ein Foto von Herrn Sow, der seine Erdnüsse auf dem Feld präsentiert, sowie ein weiteres Foto zum "Verpacken der Erdnüsse".

In einem weiteren Text, einem Bericht des African Groundnut Councils von 1976, auf Seite 61 finden sich folgende Beschreibungen:

"...durch Siedlungen mit Strohhütten, vorbei an Frauen, Männern und Kindern, die aufgeregt unseren Konvoi begrüßten. Wir wirken wie die Invasion eines fremden Sterns, denn kaum einmal, dass sich ein Auto in diese Gegend im senegalesischen Busch verirrt, noch viel weniger ein weisser Mensch... Es ist Abend, als wir das Dorf erreichen, ein Buschdorf aus ungefähr 20 strohbedeckten Hütten. Am Ende ein riesiger Baum, in dessen Schatten sich die gesamte männliche Einwohnerschaft des Dorfes versammelt hat. Fünf Reihen dicht stehen oder sitzen sie da, Trommeln dröhnen, als wir den Wagenschlag öffnen. Eine Gasse wird frei, und man bittet uns an einen Tisch (mit Tischtuch!). Serienmässig hergestellte Stühle (sehr wahrscheinlich aus Dakar) sind unsere Sitzgelegenheit... Das sind also die Erdnusspflanzer! Das ganze Dorf ist fast ausschliesslich mit dem Anbau von Erdnüssen beschäftigt; diese bringen das ganze Einkommen. In gerührten Worten, die für uns übersetzt werden, wird uns - 'den Menschen, die von so weit herkommen' - gedankt, dass wir uns mit ihren Problemen beschäftigen. Man hat noch nie solch 'hohen' Besuch gehabt, und entsprechend wartete auch die gesamte Einwohnerschaft seit dem Morgen unter dem Baum - um ja gerüstet zu sein, wenn unsere Wagen ankamen. Die Gesichter, teilweise verwittert, zerfurcht und fast ledern, junge, alte, zeitlose, offenbarten kaum etwas von den Gedanken, die diese Menschen bewegten. Nur die hundert Hände, die sich uns zum Abschied entgegenstreckten, bewiesen die aufrichtige Dankbarkeit und das Interesse an unserem Besuch."

(Vergleiche dazu auch die Bemerkungen zur Abbildung aus dem Comic "Tim im Kongo" auf der Seite 488 dieser Arbeit.) Weiter werden die im Interview mit Herrn Sow und oben gemachten Aussagen zur Stadt-Landproblematik relativiert (S. 60):

"Die Regierung macht grosse Anstrengungen, die einzelnen Farmer richtig auszubilden und ihnen Maschinen und Werkzeuge zu günstigen Preisen zur Verfügung zu stellen, die den Ertrag um ein Vielfaches erhöhen sollen. Senegal gehört zusammen mit Gambia, Mali, Niger, Nigeria und Sudan dem Afrikanischen Erdnuss-Rat (AGC) an.

Der Anteil der im AGC (African Groundnut Council) vereinigten Staaten an der Weltproduktion von Erdnüssen sank im Zeitraum von 1970-1990 von 18% auf nur 10%. Der Meinung, dass die Stadtbevölkerung auf Kosten der Landbevölkerung ausgehalten wird, trotz staatlicher Hilfe an die Erdnussbauern, ist nicht nur "Herr Sow", sie wird auch von verschiedenen Autoren geteilt.

Schliesslich werden in einem letzten Text die Ursachen der Dürre-Hunger-Katastrophe und die Möglichkeiten zur Hilfe analysiert und diskutiert. Der Autor sieht die Katastrophe wie folgt:

- als reine Naturkatastrophe
- als Folge fehlerhaften Verhaltens der Bewohner (Störung des instabilen Naturgleichgewichts),
- als Ergebnis des veränderten Naturhaushalts durch unangepasste, von aussen (Europa) beeinflusste, gestützte oder bestimmte Gesellschafts- und Wirtschaftsformen.

Im Gegensatz zum Lehrmittel "Terra Erdkunde für Realschulen" von 1980-1985 (Bd. 1, S.109) führt Bär mehrere Ursachen an und schiebt die Verantwortung nicht einfach auf das Fehlverhalten der Bevölkerung ab. Er schreibt, dass Soforthilfe zwar erfolgte, dass sich dadurch aber kaum eine nachhaltige Veränderung der Ursachen ergeben hat und in Zukunft das Schwergewicht auf die Wiederaufbauhilfe gelegt werden müsse (S.61).

Auf die darauffolgende Darstellung der tropischen und subtropischen Trockengebiete (Wüsten und Steppen) wird nicht im Detail eingegangen, da es sich bei der beschriebenen Bevölkerung meist um nicht schwarzafrikanische Typen handelt. Es sei aber darauf hingewiesen, dass dieser Teil 11 Seiten umfasst (S.62-71), wovon sich ca. 6 Seiten im weitesten Sinne mit der dort ansässigen Bevölkerung befassen, wovon wiederum auf ca. einer Seite Betroffene selbst zu Wort kommen (ähnlicher Umfang wie beim Kakaopflanzer in Ghana). Auf den folgenden beiden Seiten (S.72-73) folgt schliesslich eine Zusammenfassung der Klimate und Landschaftsgürtel am Beispiel Afrikas.

#### 4.31.6 Ostafrika

Im dritten Teil "Länder, Landschaften, Regionen" befassen sich die Seiten 196-199 anhand von Fés in Marokko mit der islamischen orientalischen Stadt, die Seiten 200-206 mit "Ägypten und der Nil", die Seiten 207-211 mit den "Staaten Ostafrikas" und die Seiten 212-219 mit der "Republik Südafrika". Auf die beiden letztgenannten Kapitel soll an dieser Stelle näher eingegangen werden.

Auf den 5 Seiten zu Ostafrika erfährt der Schüler über die Bewohner dieser Region auf Seite 207:

"Hinter einem schmalen Küstenstreifen bilden die drei Staaten Tansania, Kenia und Uganda mit... 49.3 Mio. Einwohner einen bedeutenden Teil von "Hochafrika"... Während in allen drei Staaten des Hochlandes die trockenen Gebiete... durch nomadische Viehzüchter genutzt werden, finden wir unter besseren Bedingungen... Kleinpflanzungen der Bantustämme (Kikuyu, Chagga u.a.) sowie Grossfarmen und Plantagen, die noch auf die Zeit europäischer Herrschaft zurückgehen.

(Zu den verschiedenen Landschaftsgürteln und ihrer Nutzung siehe auch die Seite 332 dieser Arbeit.) Auf Seite 208 findet sich unter dem Titel "Kaffeepflanzer am Kilimandscharo" folgende Information:

Im Süden und Osten des Berggebietes wohnen in einer bestimmten Höhenstufe die Bantu vom Stamm der Chagga, weit verstreut inmitten ihrer Pflanzungen. Auf den fruchtbaren vulkanischen Verwitterungsböden pflanzen sie für den Eigenbedarf verschiedene Bananenarten, dazu Mais, Bohnen, Erbsen, Süsskartoffeln, Zwiebeln, manchmal Tabak u.a... Ihre Kaffeesträucher gedeihen... im Schatten ihrer Bananenstauden. Die Produktion von Kaffee in Kleinbetrieben ist hier nur möglich, weil sich die Farmer in diesem Gebiet schon früh in bäuerlichen Genossenschaften organisiert haben... der erwirtschaftete Gewinn... wird zur Verbesserung der Produktionsgrundlagen... sinnvoll eingesetzt.

(Zum Kaffeeanbau siehe auch die Seiten 322 und 391 dieser Arbeit.) Auf die Problematik der ehemals von europäischen Siedlern gegründeten und teilweise bis heute bestehenden Grossfarmen im Hochland geht die Seite 209 näher ein. Die Seiten 210 und 211 beschäftigen sich mit dem Tourismus in Kenia. Zu den Erwartungen der Afrikaner bezüglich des Tourismus wird der ehemalige Staatspräsident der Elfenbeinküste, die wie aus

einer Weltkarte ersichtlich an der Westküste Afrikas liegt und auch sonst wenig mit Ostafrika zu tun hat, wie folgt zitiert (S.210):

"Tourismus fördert in hohem Masse den Kontakt zwischen den Menschen auf Erden und ermöglicht ihnen, sich näher kennen zu lernen, um sich besser zu verstehen und sich zusammenzuschliessen, um die Zukunft aufzubauen.

Anschliessend werden in einem Vergleich "Erwartungen von Touristen", die Meinungen der "Touristen über Begegnungen mit Afrikanern" und was "Kenianer meinen über die Touristen" in Listenform aufgeführt. Nach diesen Listen wollen die Touristen im Bezug auf die Einheimischen:

1. "sehen, wie die Schwarzen leben",
2. "viele gute Fotos von wilden Tieren und Negeren nach Hause" bringen.

Über die Begegnung mit den Afrikanern sagen die Touristen unter anderem aus, dass

1. sie "ihre eigene Mentalität haben" und man deshalb "vorsichtig vorgehen" muss,
2. sie "noch primitiv" sind,
3. sie sich ja "bemühen... zivilisiert zu werden",
4. sie "kindlich, lustig und fröhlich, nicht aber geschäftstüchtig" sind,
5. und "sehr arbeitsunwillig" sind.

Die Kenianer äussern sich über die Touristen unter anderem wie folgt:

1. "Sie suchen nur den Schmutz, die Armut und jagen mit ihren Kameras hinter unseren Leuten her".
2. "Sie wollen nicht sehen, dass viele Afrikaner in Steinhäusern wie den ihren leben, Licht haben und fliessendes Wasser".
3. "Sie sehen nicht, dass wir in harter Arbeit Strassen, Häuser, Schulen bauen und unsere Äcker bestellen".
4. "Sie können sich nicht vorstellen, dass wir in Betten schlafen, uns waschen und gut ernähren".
5. "Der Tourismus wirkt sich negativ auf unsere Gesellschaft aus."

Mit einer Karikatur, einem Flussdiagramm zu "Aufteilung der Einnahmen aus einer organisierten Reise nach Kenia", einer Tabelle "Preise und Verdienst", sowie einem Foto einer Massaifrau, die ihr Kind auf dem Rücken tragend einer Touristin eine Halskette umhängt, schliessen die beiden Seiten über den Tourismus. (Zum Tourismus siehe auch die Seiten 306 und 360 dieser Arbeit.)

Ohne im Detail auf die Urteile der Touristen und Einheimischen (es gibt auch afrikanische Touristen) näher einzugehen, muss sich der Autor an dieser Stelle sicher auch die Frage gefallen lassen, inwieweit er in seinem Buch selbst zur Zementierung der von beiden Seiten geäusserten Meinungen beiträgt.

#### 4.31.7 Südafrika

Auf den 8 Seiten zu Südafrika werden folgende Themen behandelt: "Das Landschaftsprofil" (S.212), "Bevölkerung und Rassenprobleme" (S. 213), "Die Apartheid-Politik" (S. 214-215), "Beschäftigung in Bergbau und Industrie" (S.216-217) und "Gold und Goldbergbau" (S. 218-219).

Über die Bevölkerung (wobei die weisse Minderheit hier bewusst ausgeklammert wird, da sie nicht Gegenstand der Untersuchung ist) erfahren die Schüler folgendes (S.213):

"...Zusammen mit später einwandernden Europäern anderer Nationen besiedelten und kultivierten sie [die Holländer] das damals fast menschenleere, nur von den Buschmännern und Hottentotten bewohnte Gebiet am Kap und rückten später nordwärts ins Landesinnere vor. Etwa zur gleichen Zeit wanderten verschiedene Negervölker (Bantustämme) auf der Suche nach besseren Weideflächen aus dem tropischen Afrika nach Süden... Die Folge waren lange, blutige Auseinandersetzungen. Die Schwarzen unterlagen schliesslich und wurden mehrheitlich in "Reservaten" angesiedelt - teils in den bereits selbständigen Staaten Botswana, Lesotho und Swasiland, teils innerhalb der heutigen Republik Südafrika..."

Bär schreibt, dass das von den Holländern besiedelte Gebiet "fast menschenleer", genauer "nur von Buschmännern und Hottentotten" bewohnt war, er vergisst aber, dass gerade diese Völker durch ihre Wirtschaftsweise und die Gegebenheiten Südafrikas einen vergleichsweise hohen Landanspruch hatten. Wenn er schreibt "Die Schwarzen unterlagen schliesslich... und wurden... in 'Reservate' umgesiedelt", so überspringt er einen Zeitraum von rund 100 Jahren, ohne näher auf die tatsächlichen geschichtlichen Abläufe einzugehen.

Auf der gleichen Seite ist ein Foto einer "Bantu-Schulklasse in Johannesburg" abgebildet, sowie Arbeiter auf einer "Ananasplantage zur Erntezeit". Eine kleine Karte gibt Auskunft über die Wanderbewegungen der verschiedenen Völker (beachtenswert ist, dass hier die schwarzen Volksgruppen ebenfalls als "Volk" und nicht wie häufig üblich als "Stamm" bezeichnet werden).

Auf den Seiten 214-215 werden die Grundzüge der Apartheidspolitik mit Hilfe von Karten, Tabellen, Pro- und Kontraargumenten erläutert. Als Pro-Argumente werden vor allem der grössere Materielle Wohlstand Südafrikas gegenüber anderen afrikanischen Staaten aufgezählt, weitere, eher seltsam anmutende Argumente sind (S.215):

- Botswana, Lesotho und Swaziland eingerechnet, wurden den Schwarzen über 50% des bebaubaren Landes überlassen
- Schwarz und Weiss haben verschiedene Lebensweisen und verschiedene Reinlichkeitsbedürfnisse
- Die Lohnunterschiede sind durch unterschiedliche Lebenskosten bedingt
- Schwarze und weisse Sportler trainieren heute miteinander und messen sich in Wettkämpfen

(Zu den Löhnen in Südafrika siehe auch die Seiten 269 und 282 dieser Arbeit.) Als Argumente gegen die Apartheidspolitik wird vor allem die Missachtung der Menschenrechte im Hinblick auf die schwarze Bevölkerung angeführt. Unterdessen hat sich auch in Südafrika die Einsicht durchgesetzt, das Schwarze nicht Menschen zweiter Klasse sind, und das Land wird seit 1994 von einer schwarzen, demokratisch gewählten Mehrheitsregierung regiert. Die ganze Problematik der Apartheidspolitik ist unterdessen also vorwiegend als geschichtlicher Hintergrund der aktuellen Situation Südafrikas von Bedeutung. (Zur Apartheidspolitik siehe auch die Seiten 303 und 394 dieser Arbeit.)

Auf den letzten beiden Seiten zu Südafrika (S.216-217) wird die Lage im Bergbau und der Industrie angesprochen. Acht Fotos und drei Karten beschreiben die unterschiedlichen Lebensbedingungen von Schwarzen und Weissen. Da sich daran bis heute, trotz politischem Umbruchs, wenig geändert hat, bleiben diese Seiten weiterhin aktuell.

#### 4.31.8 "Probleme, Entwicklungen, Zukunftsaussichten"

Im vierten und letzten Teil des Bandes "Geographie der Kontinente" übertitelt mit "Probleme, Entwicklungen, Zukunftsaussichten" (Seiten 259-305) werden vor allem überregionale und globale Themen angesprochen. Über den schwarzafrikanischen Menschen erfahren die Schüler dabei folgendes:

1. Afrikanische Länder weisen ein besonders hohes Bevölkerungswachstum auf (S. 262)
2. Die afrikanische Bevölkerung leidet besonders unter Unter- respektive Mangelernährung, zum Teil infolge von Einwirkungen seitens der Industrieländer (S. 264-267)
3. Viele afrikanische Länder gehören zu den ärmsten Ländern der Welt (S. 268)
4. Die Schulbildung in afrikanischen Ländern ist im Vergleich zu europäischen Schulen rudimentär. Die Bevölkerung begreift nicht immer, wozu eine Schulbildung gut sein soll (Text "Die neue Schule aus dem Aufsatz des Mädchens Myo aus Kamerun", S. 269 (zur Bedeutung des im Text erwähnten schwarzafrikanischen Marktes siehe die Seiten 262 und 374 dieser Arbeit):

"Es gab keine Schule in meinem Dorf; als wir noch jung waren, spielten wir den ganzen Tag und tanzten auf dem Schmutz der Strasse. Es gab kein mit Wellblech bedecktes Haus; alle Hütten waren mit Dachstroh oder mit Palmmatten gedeckt. Die

Türen und Fenster waren sehr eng. Alle Menschen schliefen neben dem Feuer; manche verbrachten viele Monate, ohne zu baden. Die Leute waren oft krank und besonders die Kinder, die von Kwashiorkor betroffen waren.

Der Marktplatz war der einzige Ort des Dorfes, wo viele Leute sich einmal pro Woche versammelten, um Waren auszutauschen. Es gab nur eine Strasse, und die war sehr schlecht; Autos fuhren selten, und wir liefen immer hin, um sie fahren zu sehen. Aber eines Tages parkten viele Lastwagen auf diesem Marktplatz, schütteten Sand darauf aus und fuhren wieder fort. Dann erfuhren wir, dass die Regierung bei uns den Bau einer Schule an diesem Ort befohlen hatte. Die grossen Händler widersprachen, aber man hörte nicht auf sie. Andere Wagen brachten Steine, Kies und Zement, und bald begann die Arbeit. Die Maurer machten die Grundmauern und errichteten darüber die Wände; die Zimmerleute machten das Zimmerwerk, und dann kamen die Dachdecker, um das Wellblech zu legen. Es war das erste mit Wellblech gedeckte Haus meines Dorfes.

Niemand wusste, was eine Schule ist; man kannte ihren Zweck noch nicht. Deshalb wollten manche Kaufleute des Dorfes aus diesem Gebäude ihr Geschäftshaus machen.

Und es war nicht leicht, die Kinder in die Schule zu bekommen. Am Anfang mussten die Lehrer alle Hütten durchlaufen, um sie zu holen; manche Eltern weigerten sich, ihre Kinder fortgehen zu lassen. Aber nach und nach überzeugten die Lehrer die Einheimischen; sie erklärten ihnen die Nützlichkeit und die Absicht der Schule. So begannen die Kinder meines Dorfes, in die Schule zu gehen."

5. Das BSP von Afrika ist im Zeitraum 1950-1975 langsamer gewachsen als das durchschnittliche BSP der Entwicklungsländer. (Tabelle S. 270)
6. Negride haben eine dunkle, grossporige Haut, die dem Sonnen- und Hitzeschutz dient, dunkles krauses Haar, dunkle Augen, eine breite Nase, oft wulstige Lippen; Männer weisen einen schwachen Bartwuchs auf. (S. 282)
7. Die Städte Kairo, Lagos, Kinshasa und Addis Abeba gehören zu den am schnellsten wachsenden Grossstädten der Welt (S. 285). Generell haben die afrikanischen Länder aber eher ländlichen Charakter (S. 285, 286)
8. Nigeria und Algerien sind wichtige afrikanische Exportländer für Erdöl (S. 289)
9. Afrikanische Länder sind mit Ausnahme Südafrikas rohstoffliefernde Entwicklungsländer (S.293).
10. Afrikanische Länder sind Empfänger von Entwicklungshilfe (S. 303).

(Zur Entwicklungshilfe siehe auch die Seiten 324 und 364 dieser Arbeit.) Die im Text unter Punkt 4 gemachten Aussagen können den tatsächlichen Zuständen vor der Errichtung der Schule entsprechen, oder aber als "Propaganda" zugunsten der neuen Lebensweise verstanden werden. Die Beschreibung des Schulbaus entspricht dem Vorgehen beim modernen Hausbau, beispielsweise in Westafrika, und auch die geschilderten Schwierigkeiten bei der Einschulung der Kinder des Dorfes dürften in Anbetracht anderer Quellen (siehe die Karte "Analphabetisierungsrate für Mädchen in Schwarzafrika" im Anhang auf der Seite 571 dieser Arbeit) die Zustände recht genau schildern. Ob allerdings wirklich niemand wusste, "was eine Schule ist" dürfte bezweifelt werden.

Auf Seite 284 wird auf die Problematik des Rassismus eingegangen und der Begriff wird kurz definiert:

**Rassismus.** Unsere Haltung Minderheiten, Randgruppen, anderen Rassen oder überhaupt Fremden gegenüber ist häufig durch Vorurteile geprägt. Es sind vorgefasste negative Urteile, denen eine gewisse Angst vor der Andersartigkeit und Fremden zugrunde liegt. Sie werden oft schon im frühen Alter unbewusst und gedankenlos übernommen, teils aber auch unbewusst anerzogen, teils aber auch bewusst anerzogen. Das gemeinsame eines solchen Urteils oder Vorurteils verleiht der eigenen Gruppe Stärke, erhöht ihr Selbstgefühl - und schürt so die Intoleranz. Innerhalb der Gruppe muss man "mit den Wölfen heulen", da man sonst Gefahr läuft, selber als "Fremder" ausgestossen zu werden. Eine solche Grundhaltung ist recht oft zu finden. Nun selten tritt sie aber so klar hervor, dass wir sie sofort erkennen können. Meist fliesst sie unbeabsichtigt ein und ist durch den allgemeinen Sprachgebrauch gewissermassen getarnt.

Wie schnell ein solches Einfließen vonstatten gehen kann, davon zeugen die zahlreichen Beispiele in den untersuchten Lehrmitteln. Entgegen der Ausführungen Bärts, gibt es aber auch so etwas wie einen "positiven" Rassismus, der einer Rasse ein bestimmtes, als positiv empfundenenes Merkmal zuschreibt. Dazu gehört das Bild vom "Edlen Wilden". Eine Person aus einer betroffenen Gruppe wird durch ein solches "positives" Vorurteil genau so eingeengt, wie durch ein negatives.

Es folgen einige Beispiele und ein weiterer Text zu Rassenkonflikten und ungelösten Minderheitsprobleme. Auf einem Foto "Flüchtlingslager (Somalia, 1977)" werden die Opfer einer rassistischen Aggression gezeigt. Sicher ein Thema, das nach wie vor aktuell ist und seit den Vorkommnissen in Ruanda das immer wieder von "Freunden Afrikas" geäußerte Stereotyp des friedfertigen Afrikaners, der zwar technisch gegenüber dem Europäer zurückgeblieben sei, dafür aber über eine höhere Sozialkompetenz verfüge, als zumindest teilweise falsch entlarvt hat.

#### 4.31.9 Zusammenfassung

"Geographie der Kontinente" von Oskar Bär hinterlässt einen sehr gemischten Eindruck. Einerseits bietet das Lehrmittel einen grossen Informationsumfang, andererseits enthält es im ersten Teil unkommentierte Zitate, in der die Musik Schwarzafrikas als "gewaltiger Lärm", die Schwarzafrikaner selbst aus dritter Hand als "Menschenfresser" bezeichnet werden.

Bei der Durchstreifung des Kontinents behandelt Bär die traditionellen Themen "Pygmäen und Bantu" und "Kakaobauer aus Ghana". Wobei zumindest in letztgenanntem Kapitel ein Kakaobauer selbst die Abläufe auf der Pflanzung beschreiben kann. Ein Erdnussbauer erzählt von den Problemen beim Anbau von Erdnüssen und ein Mädchen aus Kamerun schreibt in einem Aufsatz über den Tag, als die Schule im Dorf Einzug hielt.

Die grossen Reiche Westafrikas bezeichnet der Autor als "grosse Stammesverbände", ansonsten fehlen Hinweise auf die nicht von den Europäern geprägte Geschichte Schwarzafrikas. Die Sahelzone wird als Katastrophengebiet geschildert, in der die Menschen als "ausgemergelte Gestalten auf kahle Bäume" klettern, um ein wenig Nahrung zu finden, und "6 Millionen" (ein Viertel der damaligen Bevölkerung der betroffenen Länder) vom Hungertod bedroht wird.

Unkommentiert gibt der Autor die Meinung einiger Touristen wieder, die Kenia bereisten und über die "Negervölker" Afrikas aussagen, dass sie noch "primitiv" seien, sich "ja bemühten zivilisiert zu werden" und "lustig und fröhlich aber nicht geschäftstüchtig" und ausserdem "sehr arbeitsunwillig" sei.

Immerhin spricht Bär in seinem Werk auch den Rassismus an und gibt eine Definition dafür wieder, verpasst es aber, diese auf sein eigenes Lehrbuch kritisch anzuwenden, oder den Schülern die Frage nach rassistischen Tendenzen in Zitaten, wie sie oben angeführt wurden, zu stellen.

## 4.32 Terra Erdkunde für Realschulen (1980-1985)

Seit 1968 jedes Jahr weniger Regen; Durst und Hunger in der Sahelzone!... Vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer litten die Menschen unter einer verheerenden Dürre. Sie assen die letzten verdorrten Blätter von den Büschen und das Fleisch der verwesenden Rinder. Auf einer Fläche von etwa 3 Mio. km<sup>2</sup> waren mindestens zehn, wenn nicht zwanzig Millionen Menschen vom Hungertod bedroht; das war jeder dritte Bewohner dieser Zone zwischen dem tropischen Regenwald und der Wüste. (Bd. 1, S. 110)

Das 324 Seiten umfassende, dreibändige Geographielehrmittel "Terra Erdkunde für Realschulen" in Baden-Württemberg, während den Jahren 1980 bis 1985 erschienen, beschäftigt sich auf rund 14 Seiten in den beiden Bänden für die Klassen 7 und 8 mit Afrika.

### 4.32.1 Band 1

Der 1985 erschienene Band für die Realschulklasse 7 enthält die für diese Arbeit relevanten Kapitel "Natur und Mensch in den Wüsten und Savannen" (S. 86-114) und "Natur und Mensch im Tropischen Regenwald" (S.117-139), wobei jeweils nur einige der Seiten sich direkt mit Afrika beschäftigen.

#### 4.32.1.1 Savannen Afrikas

Die Seite 106, welche in die Thematik des Kapitels "In den Savannen Afrikas" einführt, zeigt zwei Fotos, von denen das eine ein für diese Landstriche typische Gehöft, das andere einen Bauern bei der Feldarbeit, abbildet.

Auf der Seite 108 schreibt der Autor unter dem Titel "Ackerbau und Viehhaltung in den Savannen":

In der Feuchtsavanne sind die klimatischen Bedingungen für den Ackerbau günstig. Zu Beginn der Trockenzeit lockern die Bauern den Boden mit der Hacke auf. Danach pflanzen sie Hirse, Mais und Bohnen. Wegen der hohen Niederschläge kann am Ende der Regenzeit nochmals gepflanzt werden. Im noch feuchten Boden wachsen dann unter sengender Sonne die stärkehaltigen Knollenfrüchte rasch heran: Maniok, Yams und Batate (Süßkartoffel). Die Böden sind nach wenigen Jahren Ackerbau erschöpft. Daher müssen die Bauern ihre Felder immer wieder verlegen. Wo sie noch ein Stück Land finden können, brennen sie erneut das Grasland ab und roden Bäume und Büsche. Dieser Wanderfeldbau mit Brandrodung ist in den Savannen weit verbreitet. Viele Bauern pflanzen neben Getreide zur Selbstversorgung auch Kakao, Kaffee und Bananen für den afrikanischen Markt und für den Weltmarkt an. Manche von ihnen haben sich sogar ganz auf den Anbau dieser Marktfrüchte spezialisiert. Die Viehhaltung spielt in der Feuchtsavanne hingegen eine untergeordnete Rolle. Die Seuchengefahr ist hier wegen der Tsetsefliege zu gross. Da die Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten stark zugenommen hat, wird die Feuchtsavanne durch Brandrodung und Wanderfeldbau zu intensiv genutzt. Entwaldung, Bodenerosion und Erschöpfung der Böden sind die Folge.

Als Hauptproblem für die Verschlechterung der ursprünglich "günstigen" Ackerbaubedingungen nennt der Autor die zu "intensive" Nutzung bedingt durch das Bevölkerungswachstum.

Zusätzlich zum Text finden sich auf der Seite 108 drei Walter-Diagramme und eine Klimakarte. Unter der Überschrift "An der Trockengrenze des Ackerbaus" fährt der Autor auf den Seiten 108 und 109 fort:

Die nördlichen Teile der Trockensavanne sowie die Dornsavanne eignen sich von Natur aus am besten für die Viehzucht. Sie sind seit jeher die Heimat von wandernden Hirtenvölkern. In jüngerer Zeit hat sich aber auch hier der Ackerbau immer weiter ausgedehnt. Der Anbau in dieser Zone stellt allerdings ein ständiges Risiko dar... Die Sahelländer, die Anteil an der Trocken- und Dornsavanne haben, gehören zu den ärmsten Ländern der Welt.

Die Seite 109 zeigt neben dem Text zwei Fotos "Anbau von Erdnüssen" und "Brandrodung in Burkina Faso (Obervolta)". In einem Textkasten schreibt der Autor unter dem Titel "Im Hungergürtel der Erde" (S. 109):

In den Savannen Afrikas hat die Bevölkerung in den vergangenen Jahrzehnten besonders stark zugenommen. Viele Kinder sind der Stolz jeder Familie. Eine grosse Zahl von Rindern soll Notzeiten überbrücken helfen. "Während der letzten Dürre habe ich 50 meiner 100 Kühe verloren", sagt ein Nomade in Mauretanien, "zu Beginn der nächsten Dürre werde ich 200 haben." Dieses Verhalten erscheint uns unverständlich. Die Menschen zerstören doch ihren eigenen Lebensraum. Bleibt ihnen ohne ausreichende Hilfe aber etwas anderes übrig? Unter den gegebenen Umständen kaum, denn sie kämpfen ums tägliche Brot, ums Überleben.

(Zu Mauretanien siehe auch die Seiten 100 und 354 dieser Arbeit.)

In der Sahelzone fehlt es nicht nur an Grundnahrungsmitteln, sondern auch an Brennholz. Kilometerweit ist oft kein Baum mehr zu sehen. Die bitterarme Bevölkerung kann Brennstoffe wie Kohle und Erdöl nicht kaufen. So bleibt den Frauen und Kindern nichts anderes übrig, als Holz aus immer grösseren Entfernungen herbeizuschleppen - pro Familie 200 Bäume im Jahr! Dabei sind die Kinder nicht nur billige Arbeitskräfte. Sie sorgen für ihre Eltern auch im Alter, da es keine staatliche Altersversorgung gibt.

(Zur Kinderarbeit siehe auch die Seiten 344 und 361 dieser Arbeit.)

So wird die natürliche Vegetation immer mehr zerstört. Das Land trocknet aus. Die Brunnen versiegen, sauberes Trinkwasser ist schon lange zur Mangelware geworden. Viele Kinder sterben in den ersten Lebensjahren. Millionen von Menschen verwenden den grössten Teil ihrer Zeit und Kraft darauf, Holz und Wasser herbeizuschaffen. Je teurer und knapper das Holz ist, um so mehr Dung wird als Brennmaterial verheizt. Die Felder werden schlechter gedüngt, die Erträge sinken. Daher roden die Menschen immer neue Flächen, um weiteres Ackerland zu gewinnen. Und das oft weit jenseits der Trockengrenze!

Einmal abgesehen davon, dass der Text schlecht strukturiert ist, werden Folgen geschildert, ohne dass deren Ursache geklärt wird. Zudem wird nicht differenziert zwischen den herumziehenden Nomaden und den sesshaften Ackerbauern. Als Ursachen der nicht genauer bezeichneten "Zerstörung" des Lebensraumes erwähnt der Autor das Bevölkerungswachstum, andeutungsweise die sich vergrössernden Viehbestände, den Brennholzbedarf und die Ausweitung der Ackerbauflächen in zu niederschlagsarme Gebiete hinein. Damit wird weit weniger differenziert argumentiert als dies beispielsweise in "Geographie der Kontinente" von 1984 (S. 60) der Fall war. Zudem wird Afrika, wie schon im Lehrmittel "Geographie thematisch" von 1977-1980 (Bd. 3, S. 189) als "im Hungergürtel der Erde" liegend beschrieben.

Unter dem Titel "Die Sahelzone - ein gefährdeter Lebensraum" schreibt der Autor auf der Seite 110 unter der Überschrift "Die Grosse Dürre 1968-1973":

Seit 1968 jedes Jahr weniger Regen; Durst und Hunger in der Sahelzone! Die Felder und Weiden waren verdorrt, die Bäume abgestorben. Rinder, Schafe, Ziegen und Kamele drängten sich wie die Menschen vor den versiegenden Brunnen. Überall lagen verendete Tiere. Hier in der Trocken- und Dornsavanne zwischen dem 14. und 18. Breitengrad regierte der Tod. Zuerst starben die Rinder, dann die Esel, dann die Schafe und Kamele; übrig blieben oft nur die Ziegen. Vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer litten die Menschen unter einer verheerenden Dürre. Sie assen die letzten verdorrten Blätter von den Büschen und das Fleisch der verwesenden Rinder. Auf einer Fläche von etwa 3 Mio. km<sup>2</sup> waren mindestens zehn, wenn nicht zwanzig Millionen Menschen vom Hungertod bedroht; das war jeder dritte Bewohner dieser Zone zwischen dem tropischen Regenwald und der Wüste.

Während Bär in seinem im gleichen Zeitraum erschienen Lehrmittel "Geographie der Kontinente" von 1984 in einem auf der Seite 59 seines Buches wiedergegeben Zeitungsartikel von 1973 von 6 Millionen vom Hungertod bedrohten Menschen spricht, drohte das gleiche Schicksal nach den im oben stehenden Zitat gemachten Aussagen 10-20 Mio. Menschen. Das Lehrmittel "Unser Planet" von 1979-1982 (Bd. 2, S. 24) nennt rückblickend eine Zahl von 250'000 Hungertoten.

Untermalt wird der Text von einem Foto "...übrig bleiben oft nur die Ziegen", welches eine Ziegenherde zeigt, und einem Foto, auf dem einem Kind, welchem eine Schale Milch von einem Erwachsenen gereicht wird, zu sehen ist. Unter der Überschrift "Die nächste Katastrophe..." fährt der Autor auf den Seiten 110 und 111 weiter:

Der grossen Dürre 1968-1973 folgte eine Reihe von feuchten Jahren. Bald dachte kaum noch jemand ernsthaft an die Gefahr einer neuen Katastrophe. Aber wenige Jahre später zeigte sich, dass weder die Regierungen noch die Bevölkerung der Sahelländer ausreichend für die Zukunft vorgesorgt hatten. Mr. Hunter, ein englischer Pilot, der seit 1980 Nahrungsmittel und Hilfsgüter in die Sahelzone transportiert, berichtet: "Die Trockenheit hat bereits jetzt, Anfang 1985, über 300'000 Tote gefordert - Ausser dem Tschad und dem Sudan ist dieses Mal Äthiopien das am härtesten betroffene Land. Allein hier hungern mindestens zehn Millionen Menschen."

Während der Dürre, welche die Ernten vieler Bauern Äthiopiens vernichtete, erklärte der nach dem Sturz des Kaisers Haile Selassie von 1974 an die Macht gelangte Generalsekretär Mengistu der neu gegründeten Arbeiterpartei das Land 1984 zum kommunistischen Staat. Das von der Regierung ins Leben gerufene Programm zur Bekämpfung der Armut, wurde von Umsiedlungsprogrammen begleitet, die auf internationale Ablehnung stiessen, was die Geberländer aber nicht daran hinderte, weiterhin Nahrungsmittelhilfe über die Regierung an die Notleidenden zu senden, die diese dazu verwendete, die gegen die Rebellen der EPLF - die für ein freies Eritrea kämpften - vorrückenden Soldaten zu verpflegen. 1991 brach die Regierung Mengistu nach der Sezession der nördlichen Gebiete Äthiopiens zusammen und wurde 1992 von der Regierung Meles Zenawi abgelöst, die mit dem Wiederaufbau des Landes begann. (Zu Äthiopien siehe auch die Seiten 311 und 355 dieser Arbeit.) Der Pilot berichtet weiter:

"Auf dem Flug über die Trocken- und Dornsavanne wird das ganze Ausmass der Dürre sichtbar. Über Hunderte von Kilometern die gleichen Eindrücke: von der Sonne verbrannte Erde, ausgetrocknete Flussläufe, verdorrte Wälder und Weiden. Der Tschad-See hat sich 70 km vom Dorf Nguigmi zurückgezogen, dessen Marktplatz er in der Regenzeit zu überschwemmen pflegte."

Mr. Hunter fährt fort: "Seit Herbst 1984 bin ich vor allem in Äthiopien eingesetzt. Assab, der Glutofen am Roten Meer, ist zum Umschlagplatz der ausländischen Hilfslieferungen geworden. Jeden Tag fliege ich ein anderes der 15 Auffanglager im Norden des Landes an. Auf den Pisten zu den Lagern immer dasselbe Bild des Jammers: in Lumpen gehüllte, von grauem Staub bedeckte, ausgemergelte Gestalten, die sich mühsam voranschleppen. Selbst wenn sie das scheinbar rettende Ziel erreicht haben, sind sie noch immer in Lebensgefahr. Die meisten Bauernfamilien harren monatelang in ihren abgelegenen Dörfern aus, immer auf Regen hoffend. Erst kurz vor dem Verhungern verlassen sie ihre Heimat und suchen verzweifelt nach Hilfe. Die meisten Kinder und alten Leute verhungern schon unterwegs.

In den Provinzen Wollo und Tigre gibt es für Hunderttausende von Flüchtlingen nur einen einzigen Arzt. Viele Kranke und Hungernde werden abgewiesen. Eine deutsche Krankenschwester erzählte mir, dass nur diejenigen etwas zum Essen erhalten, die eine Überlebenschance haben. Die anderen werden weggeschickt und sterben. Neulich habe ich einen Reporter beobachtet. Er filmte ein fünfjähriges Mädchen, das vor seinen Augen starb. Erschüttert liess er seine Kamera sinken und weinte."

Mit diesen emotionalen Worten schliesst der Text "Die nächste Katastrophe". Darin zeichnet der Autor ein Bild einer der Naturgewalten hilflos ausgelieferten Bevölkerung. Die vom Menschen verursachten Probleme, wie der damals schon jahrelang tobenden Krieg in Äthiopien, werden nicht erwähnt. (Zu den Hungerkrisen Schwarzafrikas siehe auch die Seiten 344 und 356 dieser Arbeit.)

Seite 111 zeigt ausserdem ein grosses Foto "Wasserstelle in der Dornsavanne" und ein Niederschlagsdiagramm aus Niger für die Jahre 1940-1984. Eine Graphik "Bevölkerung, Viehbestand und Weideland im Sahel" zeigt sowohl die Bevölkerungszunahme als auch die Zunahme der Viehbestände der Länder Äthiopien, Tschad, Niger, Burkina Faso, Senegal und Mauretanien, die nach Aussagen der Grafik im Zeitraum von 1950-1982 enorm zugenommen haben: So hat sich die Zahl der Einwohner dieser Länder im genannten Zeitraum von rund 34 Millionen auf 60 Millionen erhöht, also fast verdoppelt, während der Viehbestand an Kamelen, Rindern, Schafen und Ziegen von 80 Millionen Stück auf rund 116 Millionen angestiegen ist.

Im Text schreibt der Autor unter der Überschrift "Ursachen der Katastrophe" auf der Seite 112:

Natürlich ist es nicht allein die Dürre, die im Sahel immer wieder zu Katastrophen führt! Da die Bevölkerung ständig wächst, werden im dürregefährdeten Norden die Nahrungsmittel immer knapper. Auch aus dem klimatisch begünstigten Süden der Sahelländer sind kaum Grundnahrungsmittel zu beziehen. Dort werden nämlich auf bewässerten Flächen vor allem Produkte wie Baumwolle, Erdnüsse und Gemüse für den Weltmarkt angebaut. So bleibt den Bauern im Norden gar nichts anderes übrig, als ihre Felder immer weiter in Gebiete hinein auszudehnen, die schon in Normaljahren keine lohnende Ernte zulassen...

Der Autor führt auch aus, dass die angelegten Tiefbrunnen zu einer Verschärfung der Situation geführt hätten. Zu den negativen Folgen der Nutzung dieser Brunnen stellt er im Text die Frage ob nicht die "einheimischen Landwirtschaftsberater und die ausländischen Brunnenbauern" diese hätten voraussehen können. Weiter schreibt er (S. 112):

...Vor Beginn der letzten Dürre weideten in den Sahelländern Millionen von Rindern, Kamelen, Schafen und Ziegen... Doch finden in den dürregefährdeten Gebieten weit weniger Tiere ausreichend Futter. Ein zu hoher Viehbestand führt hier also zu Überweidung - die Grasnarbe wird zerstört. Gelegentliche Sturzregen und stürmische Winde fördern die Bodenerosion. Der fruchtbare Humusboden wird abgetragen; Sanddünen breiten sich aus. In weiten Landstrichen rückt die Wüste vor. Fachleute sprechen von der Wüstenausbreitung oder von der Desertifikation.

(Zur Desertifikation siehe auch die Seite 401 in dieser Arbeit.) In den Aufgabenstellungen schreibt der Autor auf der Seite 112:

Ein Kenner der Sahelzone sagte neulich: "Die Menschen hier können nichts dafür, dass sie ihren eigenen Lebensraum zerstören."

Einer der Sätze, welcher eine Einstellung spiegeln, die Kabou in ihrem Buch "Weder arm noch ohnmächtig" so vehement anführt. (Kabou 1995)

Auf der Seite 113 zählt der Autor unter der Überschrift "Gibt es eine Rettung? Einige Sofortmassnahmen" die seiner Ansicht einzuleitenden Massnahmen auf:

Ackerbau darf nur noch bis zur Trockengrenze betrieben werden. Diese Grenze ist je nach Dauer der Regenzeit jedes Jahr neu festzulegen. Ausserdem sollten auf den bewässerten Flächen im Süden vorrangig Grundnahrungsmittel angebaut werden. Dies setzt voraus: staatliche Kontrolle, Hilfe für die Bauern in Trockenjahren.

Bodenerosion und Wüstenausbreitung lassen sich eindämmen, wenn Millionen von Bäumen gepflanzt und Windschutzhecken angelegt werden. Dazu ist eine geregelte Weidewirtschaft erforderlich. Holz darf nur noch mit Genehmigung der Forstbehörden geschlagen werden. Dieses Programm kann nur gelingen, wenn der Staat den Menschen Holz und andere Energiequellen billig zur Verfügung stellt. Zum Nachdenken: Das Pro-Kopf-Einkommen im Sahel beträgt etwa 300 DM im Jahr.

Der Viehbestand muss verringert werden... Wie sollen sie ihr Vieh in die besser entwickelten Gebiete im Süden der Sahelländer verkaufen, wo es überall an Strassen fehlt?

Ohne Nahrungs- und Futterreserven lässt sich keine Dürrezeit überbrücken. Auch das geht nicht ohne Vorratslager!

Die meisten der vom Autor vorgeschlagenen Massnahmen liessen sich nur unter grossen Schwierigkeiten oder gar nicht verwirklichen. Unter der Überschrift "Einige längerfristige Massnahmen" heisst es weiter (S. 113):

Damit der Bevölkerung in Notzeiten schneller geholfen werden kann, ist der Ausbau des Strassennetzes vorrangig.

Da fast 90% der Bewohner des Sahel Analphabeten sind, muss dringend das Schulwesen verbessert werden. Ohne Fachkräfte lässt sich die Wirtschaft der einzelnen Länder nicht entwickeln.

Um nicht ausschliesslich auf die Landwirtschaft angewiesen zu sein, muss die Kleinindustrie gefördert werden:

Vermarktung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, Einrichtung von Reparaturwerkstätten usw..

Mit ausländischer Hilfe bauen Meteorologen ein Netz von Wetterstationen auf. Bodenkundler und Klimatologen untersuchen, welche Gebiete sich am besten für den Ackerbau eignen.

Selbst wenn das Schulwesen verbessert würde, müssten die entsprechenden Arbeitsplätze und weiterführenden Ausbildungen für die Schulabgänger erst geschaffen werden. Die Seite 113 zeigt ausserdem ein Foto "Die Wüste wächst..." und eine Graphik "Modell einer verbesserten Weidenutzung für 10 Nomadenfamilien mit jeweils 700 Stück Vieh".

Im letzten Abschnitt unter dem Titel "Länder in den Wüsten und Savannen" werden die afrikanischen Staaten Mauretanien, Tschad und Äthiopien vorgestellt, von denen es in einer der Aufgabenstellungen heisst, sie gehörten "zu den ärmsten Ländern der Erde" (S. 114). Auffällig ist bei der Beschreibung der Länder, dass für Mauretanien und Tschad jeweils die Zahl der Europäer angegeben wird, obwohl sich diese in beiden Fällen auf nur ca. ein Promille beläuft, während die anderen Bevölkerungsanteile nur wenig differenziert angegeben werden. So werden die Schwarzafrikaner nur in Sudanneger und Niloten aufgeteilt. Über die Bevölkerung Äthiopiens weiss der Autor wenigstens zu berichten, dass "50 Sprachen gesprochen" werden (S. 115).

Zu Mauretanien schreibt der Autor im Abschnitt "Wirtschaft und Verkehr" auf der Seite 114:

In der Landwirtschaft sind 85% aller Erwerbstätigen beschäftigt. Ein Drittel der Bevölkerung sind Nomaden. Kamele, Ziegen und Schafe sind ihre Lebensgrundlage. Der Ackerbau (Hirse, Mais) und der Anbau von Datteln haben geringe Bedeutung. Relativ wichtig ist dagegen die Fischerei. Wichtigste Ausfuhrüter sind Eisenerz (80% des Exportwertes) und Kupfer, daneben Fisch, Vieh und Viehzuchtprodukte. Es gibt nur unbefestigte Strassen. Bei Nuadhibu liegt der Erzhafen Cansado. Von hier führt die Eisenbahn zu den Erzlagern und nach F'Derick.

Noch immer spielen die Eisenerzimporte eine wichtige Rolle in der Wirtschaft Mauretaniens, sie werden aber wertmässig unterdessen von Einnahmen aus der Fischerei übertroffen. Für die Binnenwirtschaft ist vor allem die Weidewirtschaft bedeutend. Die rund 2.5 Mio. Einwohner des 1960 unabhängig gewordenen Landes setzen sich aus 80% Mauren und 20% verschiedener schwarzafrikanischer Völker zusammen. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung lebt in Städten, 550'000 Menschen in der Hauptstadt Nouakchott. Das seit 1991 als islamische Republik deklarierte Land, wird seit 1984 von dem 1992 in den ersten freien Wahlen des Landes bestätigten Maaouya Ould Si Ahmed Taya regiert. (Zu Mauretanien siehe auch die Seite 351 dieser Arbeit.) Über die Wirtschaft des Tschad schreibt der Autor auf der Seite 115:

In der Landwirtschaft sind 85% aller Erwerbstätigen beschäftigt. Hauptwirtschaftszweig ist die Viehzucht (4 Mio. Rinder, 5 Mio. Schafe und Ziegen), die zum Teil von Nomaden betrieben wird. Sie liefert Exportgüter wie Häute und Felle sowie lebende Tiere. An Agrarprodukten sind Baumwolle (60-70 % des Ausfuhrwertes) und Erdnüsse von Bedeutung. Zur Selbstversorgung bauen die Eingeborenen Hirse, Mais, Reis und Sesam an, in den Oasen der Sahara vor allem Datteln. An Bodenschätzen gibt es etwas Zinn. Die industrielle Entwicklung ist auf die Verarbeitung der Agrarprodukte gerichtet; der Ausbau der Verkehrswege beginnt erst.

Die Wirtschaft des Tschad, der zu den ärmsten Ländern der Welt gehört, stützt sich vor allem auf die Landwirtschaft, obwohl nur etwa 3% des Landes für den Ackerbau geeignet sind. Neben Baumwolle exportiert der Tschad Lebewiege, - rund ein Drittel des Tschad wird als Weidefläche genutzt -, Erdnüsse, Naturkautschuk, Textilien und Fisch aus dem Tschadsee, dessen Uferzonen auch den wichtigsten Bodenschatz des Landes,

Natriumcarbonat, liefern. Zudem sollen in den nächsten Jahren die Erdölfunde bei Doba im Süden des Landes ausgebeutet werden.

Nur ein Fünftel der 6.9 Millionen Einwohner leben in Städten, wobei die Hauptstadt Ndjamena (früher Fort-Lamey) rund 600'000 Einwohner zählt. Die Bevölkerung besteht im Norden und Zentrum des Landes vor allem aus arabischen Volksgruppen, im Süden dominieren die Schwarzafrikaner. Unter den rund 200 Ethnien mit über 100 verschiedenen Sprachen, bilden die Sara, zu denen fast ein Drittel der Menschen im Tschad gehören, die grösste Volksgruppe.

Die Landesgrenzen des Tschad sind immer noch Grund für Verhandlungen mit den Nachbarländern. Mit Libyen, welches die Geschehnisse im Tschad immer wieder beeinflusste, ist es in der Vergangenheit wegen des Uranvorkommen enthaltenden Azoustreifen im Norden des Landes immer wieder zu Konflikten gekommen, die der internationale Gerichtshof 1994 zu Gunsten des Tschad entschied. Die Konflikte mit dem Nachbarland Libyen, und dessen Unterstützung der arabischen Volksgruppen gegen die schwarzafrikanische Regierung, führten zu einem Bürgerkrieg, der zwischen 1969 und 1993 immer wieder aufflammte. Seit 1991 regiert der 1996 in den ersten freien Präsidentschaftswahlen des Landes in seinem Amt bestätigte und aus dem Norden des Landes stammende Idriss Déby das Land, dessen Regierung von verschiedenen Menschenrechtsorganisationen immer wieder angeprangert wurde. (Zum Tschad siehe auch die Seiten 264 und 402 dieser Arbeit.) Die Einwohner des Landes werden, in der aus älteren Lehrmitteln gewohnten Art, also wieder als "Eingeborene" bezeichnet. Über Äthiopien weiss der Autor zu berichten (S. 115):

...Bis 1974 war Äthiopien ein Kaiserreich, seither ist das ostafrikanische Land sozialistische Republik... Südlich davon liegen die Dornsavannen und Halbwüsten der Landschaft Ogaden, wo die Somali seit 1977 um ihre politischen Rechte gegen die kommunistische Regierung in Addis Abeba kämpfen... Der ganze Norden Äthiopiens leidet immer wieder unter verheerenden Dürren... Staatssprache ist Amhara,... 55% der Bevölkerung sind äthiopische Christen (besonders Amharen und Tigre), über 35% Mohammedaner (vor allem Somali und Dankali).

(Siehe zu den äthiopischen Christen auch die Seite 102 dieser Arbeit.)

...In der Landwirtschaft sind 80% aller Erwerbstätigen beschäftigt. Der grösste Teil des Landes wird von nomadischen Viehzüchtern bewohnt. Wichtigste Anbauprodukte sind Gerste, Hirse, Weizen, Bananen und Kaffee, der 60% des Ausfuhrwertes ausmacht. Bergbau und Industrie stecken noch in den Anfängen. Das Strassennetz ist besonders in den nördlichen Provinzen des Landes noch sehr weitmaschig.

(Zu Äthiopien siehe auch die Seiten 352 und 401 dieser Arbeit.) Im Kapitel "Tropische Nutzpflanzen" auf den Seiten 132-133 werden zwar auch für die afrikanische Bevölkerung wichtige Nutzpflanzen vorgestellt, konkret schreibt der Autor zu Afrika aber nur, dass für Kakao die "gegenwärtig... wichtigsten Anbau und Exportländer in Westafrika" lägen.

Der Band 1 enthält keine weiteren Informationen zu Afrika mehr. Band 2 (1980 erschienen) für die Realschulklasse 8 enthält überhaupt keine Angaben zu Afrika.

#### 4.32.2 Band 3

Der 1981 erschienene Band 3 für die Realschulklasse 9 beschäftigt sich auf den Seiten 10-13 in den Kapiteln "Der Hungergürtel der Erde" und "Wie viele Menschen kann die Erde ernähren?" auch mit Afrika.

Seite 10 zeigt ein Foto "Hunger in Uganda", auf dem mehrere Kinder mit "Hungerbäuchen" abgebildet sind, sowie eine Karikatur, die ein schwarzes Kind zeigt, das seine Arme einer Abfallhalde, auf der Lebensmittel entsorgt werden, entgegenstreckt. Neben ihm liegt ein bereits verhungertes Kind. Ausserdem sind in einer Tabelle "Versorgung mit wichtigen Nahrungsmitteln" auch Angaben zu Nigeria und Uganda zu finden. Seite 11 bildet eine Karte "Welt der Satten - Welt der Hungrigen" ab. In der Legende dazu werden die afrikanischen Länder Äthiopien, Benin, Botswana, Guinea, Mali, Mauretanien, Mosambik, Niger, Obervolta (Burkina Faso),

Somalia, Tansania, Tschad und Zaire als "vom Hunger bedrohte Länder" aufgeführt. Alle anderen afrikanischen Staaten, mit Ausnahme von Südafrika und Libyen werden mit "zu knapp ernährt" oder "ausreichend ernährt" bezeichnet. Südafrika wird zusammen mit den Industrienationen als "überernährt u. gut ernährt" aufgeführt, was angesichts der tatsächlichen Lebensumstände vieler schwarzer Südafrikaner an der Zuverlässigkeit der Aussagen für andere Länder zweifeln lässt.

Das Kapitel "Wie viele Menschen kann die Erde ernähren?" beschäftigt sich am Rande unter der Überschrift "Die Tragfähigkeit der tropischen Regenwälder" auch, wenn nur sehr allgemein mit Afrika. Der Autor schreibt auf der Seite 12:

Bis in die jüngste Zeit setzen einzelne Länder... Zentralafrikas... grosse Hoffnungen in die Erschliessung ihrer Regenwälder...

In der immerfeuchten Tropenzone gelingt bis heute vorwiegend nur der Anbau von Dauerkulturen wie Ölpalmen, Kaffee und Kautschuk. Um Grundnahrungsmittel in grossen Mengen zu erzeugen, bedarf es anderer Anbaumethoden. Mit Hilfe neuer Pflanzensorten, die unter dem schützenden Blätterdach der Urwaldbäume gedeihen, liesse sich die Bodenerosion verhindern. Da aber mit Sicherheit viele Jahrzehnte vergehen, bis derartige Züchtungen anwendungsreif sind, werden die tropischen Regenwälder entgegen früheren Aussagen von Wissenschaftlern also noch lange nur unbedeutende Beiträge zur Lösung des Ernährungsproblems leisten können.

(Siehe dazu auch die Bemerkungen zur Agroforstwirtschaft auf der Seite 424f. dieser Arbeit.) Auf der Seite 13 schreibt der Autor unter der Überschrift "Die Tragfähigkeit der Savannen":

Die Savannen nehmen grosse Flächen Afrikas... ein. In der Trocken- und Dornsavanne sind die Voraussetzungen für die Landwirtschaft kaum günstiger als in den tropischen Regenwäldern.

In diesem "Hungergürtel" ist das Bevölkerungswachstum heute am stärksten. Eine hohe Kinderzahl gilt hier als Sicherheit für das Alter. Eine grosse Zahl von Rindern soll Notzeiten überbrücken helfen. "Während der letzten Dürre habe ich 50 meiner 100 Kühe verloren", sagt ein Nomade in Mauretanien, "zu Beginn der nächsten Dürre werde ich 200 haben!"

Diese Aussagen des mauretanischen Nomaden wurde schon im Band 1 auf der Seite 109 zitiert. Im Text fährt der Autor fort:

Besonders im Bereich der Trockengrenze gefährdet der Mensch seinen Lebensraum seit Jahrzehnten durch Übernutzung In weiten Teilen der Savannen ist Brennholz heute genauso Mangelware wie die Nahrung. Tansania und Uganda decken ihren Energiebedarf zu 96% mit Holz, Kenia und Nigeria zu 90%... die walddreiche Schweiz dagegen nur zu 1,5%. Der Vernichtung der natürlichen Vegetation folgt somit flächenhaft die Zerstörung der Böden und die Austrocknung des Landes. 95% der Bevölkerung dieser Zone haben kein sauberes Trinkwasser. Täglich müssen Millionen Frauen und Kinder den grössten Teil ihrer Kraft und Zeit auf das Schleppen von Wassereimern und Holz verwenden. Wegen der Gefährdung des natürlichen Gleichgewichts in den wechselfeuchten Tropen, die ohnehin zu den klimatischen Risikoräumen gehören, ist die Grenze der Tragfähigkeit bei der jetzigen Wirtschafts- und Lebensweise erreicht. In der Sahelzone leben sogar mehr Menschen, als gegenwärtig aus reichend ernährt werden können. Wegen seines hohen Flächenbedarfs wirkt sich der noch weit verbreitete Wanderfeldbau hier besonders nachteilig aus. Die zunehmende Bevölkerungsdichte zwingt dazu, immer mehr Land in immer kürzerer Zeit umzubereiten. Die an sich schon geringen Reserven an nutzbarem Boden sind heute bereits weitgehend erschöpft. Von den Rändern her wird die Savannenzone durch Raubbau der um ihre Existenz kämpfenden Völker eingeengt. Heute dehnen sich die Wüsten weltweit auf Kosten der Savannen aus Diesen Vorgang nennt man Desertifikation.

Nebst dem Text enthält die Seite 13 auch ein Foto "Viehhaltung im Sahel" und einen Textrahmen mit dem Titel "Reiseeindrücke im Sahel", in dem es heisst:

"An einem Wasserloch ziehen Bauern den ledernen Wassersack aus der Tiefe. Die Männer sind mager und sehnig. Sie beantworten Fragen nach dem Zustand ihrer Herden mit der vorwurfslosen Gelassenheit von Menschen, denen das Hinsterben der Tiere längst zum Alltag geworden ist. Nein, sie besässen keine Kühe mehr, keine Milch, keine Vorräte an Hirse oder Datteln. Drei Frauen in dunkelblauen Tüchern treten hinzu. Sie legen die Hände auf den Magen, um das Wort zu unterstreichen, das sie mehrfach wiederholen. Das Wort heisst 'Hunger'".

Mit diesen "berührenden" Worten beendet der Autor seine Betrachtungen zur Sahelzone und damit auch seine Ausführungen zum afrikanischen Kontinent. (Zu den Hungerkrisen Schwarzafrikas siehe auch die Seiten 351 und 385 dieser Arbeit.)

#### 4.32.3 Zusammenfassung

Von allen Grossräumen Afrikas wird dem Schüler nur das Gebiet des Sahel, und dieses zur Zeit wirtschaftlicher Schwierigkeiten vorgestellt. So wird der Eindruck eines Krisen- und Hungerkontinents Afrikas vermittelt, der zwar punktuell richtig, auf die Gesamtheit Afrikas bezogen aber eindeutig falsch ist. Ausserdem werden in

den Texten alle Volksgruppen pauschal behandelt, d.h. zwischen den einzelnen Volksgruppen, ihren Lebensweisen und Problemen wird kaum unterschieden.

Ganz generell wird das Bild eines hilflosen, vom Schicksal gebeutelten Menschen gezeichnet, dem es nicht gelingen wird, ja nicht gelingen kann, aus seiner Misere zu entfliehen und der dadurch gezwungen ist, sein Heil in der Hilfe von aussen zu suchen.

### 4.33 Terra Erdkunde (1982-1983)

Von den beiden Bänden "Terra Erdkunde" für das 10. und das 11. Schuljahr, die insgesamt 297 Seiten umfassen, beschäftigt sich nur der Band für das 11. Schuljahr mit Afrika. Dabei wird Afrika auf 6 Seiten meist nur kurz innerhalb eines grösseren Themas erwähnt.

Die Seite 97 zeigt eine Grafik "Welt der Satten - Welt der Hungrigen" laut der Afrika über die meisten Länder weltweit verfügt, die vom "Hunger bedroht" werden. Die derart in der Karte gezeichneten afrikanischen Länder sind: Äthiopien, Benin, Botswana, Guinea, Mali, Mauretanien, Mosambik, Niger, Obervolta, Somalia, Tansania, Tschad, Zaire. Auf derselben Seite ist auch eine Tabelle "Versorgung mit wichtigen Nahrungsmitteln" wiedergegeben, welche die afrikanischen Länder Algerien, Nigeria und Uganda aufführt.

Die Seite 98 zeigt eine Grafik "Einteilung der Entwicklungsländer", auf welcher wieder Afrika die am meisten wenig entwickelten Länder aufweist.

Auf der Seite 100 schreibt der Autor unter der Überschrift "Reichtum, der immer erdrückender wird" im Zusammenhang mit dem Bevölkerungswachstum:

Nganga Muinde wohnt am Rande der Distrikthauptstadt Machakos, eine Autostunde von Nairobi entfernt. Er ist inzwischen 70 Jahre alt und berichtet stolz von seinen 9 Kindern und 29 Enkeln. Kinder, das hat er gelernt, bedeuten Reichtum, Arbeitskräfte fürs Feld und eine Art Altersversicherung. Die Frage nach Familienplanung, meint er, kann nur ein Weisser stellen.

Die Seite 112 zeigt ein Foto "Hirsefeld in der Sahelzone" und auf der Seite 166 sind zwei Fotos zur "Viehhaltung im Sahel" abgebildet. Unter der Überschrift "Reiseindrücke im Sahel" gibt der Autor auf der gleichen Seite die bereits in "Terra Erkunde für Realschulen", Band 3, Seite 13 von 1981 zitierte (siehe die Seite 356 dieser Arbeit) Textstelle über die hungernden Bauern am Wasserloch wieder.

Die Seite 174 zeigt zwei Fotos "Nahrungsmittelhilfe im Sahel" und geht im Text "Hunger - nicht nur naturbedingt" auf einer Seite auf die Hintergründe der Dürrekatastrophe in der Sahelzone von 1973 ein.

#### 4.33.1 Zusammenfassung

Wie schon in "Terra Erdkunde für Realschulen" reduziert der Autor Schwarzafrika fast ausschliesslich auf die krisengeschüttelte Sahelzone und vermittelt unter Verwendung grösstenteils gleicher Texte, das gleiche Bild. (Siehe die Zusammenfassung von "Terra Erdkunde für Realschulen" auf der Seite 356 dieser Arbeit.)

## 4.34 Mensch und Raum (1983-1986)

Seit den frühen Morgenstunden ist Niara Mokele unterwegs. Sie sammelt Zweige und Äste vom Boden auf oder bricht sie von den Bäumen. Sie verschnürt ihr Sammelgut zu einem Bündel, das sie auf dem Kopf transportiert. Niara Mokele sammelt das Feuerholz, das sie für die Zubereitung der täglichen Mahlzeiten benötigt.

Unter der sengenden Mittagssonne wird die schwere Last immer drückender, und noch liegt der kilometerweite Rückweg vor ihr. Soll sie schon jetzt umkehren? Der gesammelte Vorrat reicht nicht aus. Zu bald muss sie sonst den weiten Weg erneut auf sich nehmen. (Bd. 2, S. 124)

Das dreibändige Lehrmittel "Mensch und Raum" für die Klassen 5 - 10, im Zeitraum 1983-1986 erschienen, beschäftigt sich in den ersten beiden Bänden mit Themen zu Afrika, im letzten Band fehlen diese völlig trotz des Untertitels der ganzen Reihe "Dreimal um die Erde".

### 4.34.1 Band 1

Der 1983 erschiene Band für die Klassen 5 und 6 enthält die Kapitel "In der Sahara" (S. 57-60), "Das Niltal - eine Stromoase" (S. 61-63), "Wildherden in den Savannen Ostafrikas" (S.69-71) und "Kakao aus Ghana" (S.78-79), wobei die beiden ersten Kapitel für die Fragestellung dieser Arbeit keine nennenswerten Stellen enthalten.

#### 4.34.1.1 Kenia

Im Kapitel "Wildherden in den Savannen Ostafrika" schreibt der Autor auf der Seite 69 nach einer kurzen Einleitung:

...Kenia gehört zu den Ländern, deren Bevölkerung am schnellsten wächst. 1968 hatte es 10 Mio. Einwohner, 1980 bereits über 16 Mio. Es ist auch ein Land ohne Rohstoffe, das weit mehr für die eingeführten Güter bezahlen muss, als es für seine Ausfuhr erhält.

Unterdessen ist die Bevölkerung Kenias auf schätzungsweise rund 32 Millionen Menschen angewachsen, die sich in etwa 40 Ethnien aufgliedern. Die grössten Volksgruppen sind die Kikuyu mit 21% der Gesamtbevölkerung, die Luhya (14%), Luo (12%) und die Kamba und Kalenjin (je 11%), während die Massai weniger als 2% der Gesamtbevölkerung stellen. Präsident des Landes ist seit 1978 der einem kleinen Volk der Kalenjin-Gruppe angehörende und ehemalige Lehrer Daniel arap Moi. Neben innenpolitischen Problemen, 1996 waren 100'000 Menschen innerhalb des Landes auf der Flucht, 180'000 Flüchtlinge kamen aus dem Ausland, kämpft das Land mit einer Verschuldung von 7.4 Mrd. US\$ (1995) und einem Rückgang im Tourismusgeschäft, das 1996 nach einem leichten Anstieg wieder 465 Mio. US\$ einbrachte, durch die Unruhen im Vorfeld der Wahlen 1997 aber wieder eingebrochen sein dürfte. Obwohl Kenia über eine relativ diversifizierte Wirtschaft verfügt, werden doch 51% der Einnahmen, die sich 1995 auf 1.9 Mrd. US\$ beliefen, noch immer aus dem Export von Nahrungsmitteln erwirtschaftet. Weitere 27% stammen aus dem Export von Industriegütern und 15% werden durch Konsumgüter eingenommen. 1997 verschärfte sich die wirtschaftliche Lage, als der IWF nach Korruptionsvorwürfen - über 400 Mio. US\$ sollen für den Export von Gold und Diamanten, obwohl Kenia keinen Abbau dieser Mineralien betreibt, an Geschäftsleute und Regierungsbeamte geflossen sein - dem Land weitere Kredite verweigerte. (Fischer 1998) Die Wahlen Ende 1997 wurden von vielen Beobachtern als unfair beschrieben und die Regierung des wiedergewählten Präsidenten Moi geriet 1998 zunehmend unter Druck.

Im Lehrmittel fährt der Autor auf der Seite 96 mit seiner Beschreibung der Probleme Kenias fort:

Die Bauern und Hirten brauchen mehr Acker- und Weideland, um die immer grösser werdende Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Am Ende der Trockenzeit brennen die Bauern in den Savannen das Grasland ab. Sie legen dann Felder an, die sie meistens mit Hirse bestellen.

...Die schnelle Bevölkerungszunahme in Ostafrika, mehr noch aber der Landhunger der Afrikaner, bereiten Fachleuten wachsende Sorgen. Sie sollen sich um die Erhaltung der Tierbestände des Landes kümmern. Afrikanische Farmer rücken

jedoch in die Serengeti ein, das berühmteste aller ostafrikanischen Tierreservate, und roden das Land. Man befürchtet, dass der Lebensraum der wilden Tiere bald erheblich eingeengt wird.

Auch die Hirten brennen das Gras ab, damit beim ersten Regen frisches Gras spriesst. Sie treiben ihre Viehherden in die Weidegebiete der Wildtiere. Sie nehmen ihnen nicht nur den Platz weg, sie jagen sie auch und halten sich dabei nicht an die Jagdgesetze. Der Wildreichtum nimmt ab. Einige Tierarten sind schon vom Aussterben bedroht.

In diesem Text, der sich zu einem grossen Teil mit einem Zitat aus dem Lehrmittel "Dreimal um die Erde" von 1977, deckt (siehe dazu die Seite 272 dieser Arbeit), kommt ein Prioritätenkonflikt zwischen der einheimischen Bevölkerung und dem europäischen Wunsch nach dem Erhalt der Wildbestände zum Ausdruck. Der Autor versäumt es aber, darauf aufmerksam zu machen, dass, auch wenn die Wildbestände "Ostafrikas" von grossem Wert sind, es sich dabei doch um Tiere handelt, die den Menschen des Gebietes im Weg stehen. Auf der Seite 70 zitiert der Autor aus dem Buch "Auch Nashörner gehören allen Menschen" von B. Grzimek aus dem Jahr 1962 (Auch dieser Text wurde bereits in dem oben erwähnten Lehrmittel "Dreimal um die Erde" zitiert.):

Nicht das Jagen der Eingeborenen an sich ist so gefährlich. Sie haben es schliesslich schon seit Jahrtausenden getan. Aber jetzt können sie mit Schusswaffen und Drahtschlingen Hunderte umbringen und erhalten viel mehr Fleisch, als sie verwerten können. Sie tun es, weil ihnen im Schwarzhandel für Elfenbein, Nashorn-Hörner und andere Trophäen hohe Preise geboten werden. Dass sie für ein Jahr als Wilddiebe ins Gefängnis wandern, wenn man sie erwischt, will ihnen nicht in den Kopf. Sie sehen ja gleichzeitig weisse Jagdgäste aus Europa und Amerika Elefanten schiessen.

Tatsächlich wurden die Wildbestände Ostafrikas während den sechziger und siebziger Jahren vor allem von den aus dem Ausland zugereisten Grosswildjägern dezimiert. Erst auf diese Entwicklung hin, waren die Regierungen der betroffenen Länder gezwungen, die Jagd einzuschränken. Ausserdem sind es ja nicht die Schwarzafrikaner, die die Beute der Wilddiebe aufkaufen. Unterdessen hat sich die Lage in einigen Länder derart entschärft, dass wieder laut über eine Nutzung der Wildbestände (z. B. Elfenbein) nachgedacht wird. Im Text schreibt der Autor zu den Jagdgesetzen (S. 70):

Die Regierung von Kenia hat 1975 jede Jagd auf Elefanten verboten. Vorher wurden jährlich etwa 15'000 Elefanten getötet. Die Wilderer brachen ihnen die Stosszähne aus und liessen die Körper liegen. Wenn das Töten weitergegangen wäre, gäbe es schon 1985 keine Elefanten mehr in Kenia.

Zu den Reaktionen der betroffenen Staaten heisst es im Text weiter (S. 70):

Die ostafrikanischen Staaten richteten Wildschutzgebiete (Nationalparks) ein. Sie unterstützen damit die internationale Forderung nach Naturschutz und Wildschutz...

Obwohl nicht explizit ausgesprochen wird doch klar, dass weniger die afrikanischen Staaten der Ostküste an einem Erhalt der heimischen Wildtiere interessiert waren, sondern diese Forderungen von aussen an die einzelnen Staaten gestellt wurden.

Auf der Seite 71, die auch eine Karte Kenias auf der die Schutzgebiete dargestellt werden, enthält, schreibt der Autor zum Tourismus in Kenia (auch dieser Text wurde in ähnlicher Form bereits in "Dreimal um die Erde" wiedergeben):

Der Tourismus ist eine wichtige Einnahmequelle für den Staat. Kenia nahm 1980 etwa 300 Mio. DM ein. Die Safari-Touristen reisen aber meist in Gebiete, in denen wenig Menschen leben. Dort müssen mit hohen Kosten Einrichtungen für den Fremdenverkehr gebaut werden: Strassen und Flugplätze, Wasser- und Elektrizitätsleitungen, Hotels und andere Unterkünfte.

Die einheimische Bevölkerung hat nur einen geringen Nutzen vom Fremdenverkehr. Die Ausrüstung für die Safaris, vom Geländewagen bis zu den Getränken, muss im Ausland gekauft werden. In Kenia verdienen Eingeborene nur als Wildhüter, Dienstboten und Andenkenverkäufer am Tourismus. Die Bevölkerung hatte 1980 ein durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen von 750 DM im Jahr.

Manche einheimischen Politiker halten die Wildschutzgebiete nur für eine teure Gefälligkeit gegenüber den Weissen. Sie würden die Nationalparks lieber in Ackerland und Viehweiden umwandeln, das Fleisch der Wildtiere verwerten und Elfenbein und Leopardenfelle ins Ausland verkaufen.

Kenia und die anderen ostafrikanischen Staaten benötigen mehr Unterstützung von den Vereinten Nationen und von den reichen Ländern. Nur damit können sie die Wildherden in ihrer Umgebung erhalten und dazu das Einkommen der Bevölkerung erhöhen. Andernfalls müssten diese Länder die Schutzgebiete aufgeben und sie als Weide- und Ackerland nutzen.

Hier holt der Autor einige der weiter oben gemachten Versäumnisse nach, indem er zumindest einige Gegenargumente aufführt, doch bleibt auch hier die Sichtweise auf eine europäische beschränkt. Zusätzlich zum Haupttext enthält die Seite 71 auch die Anzeige einer Fluggesellschaft, welche die Vorzüge Kenias preist und

in der die Kenianer nur als "freundliches und geschultes Personal" erwähnt werden. (Zu Kenia siehe auch die Seiten 273 und 389, zum Tourismus die Seiten 347 und 390 dieser Arbeit.)

#### 4.34.1.2 Kakao aus Ghana

Im Kapitel "Kakao aus Ghana" schreibt der Autor auf den Seiten 78f., die auch eine Klimatafel für Kumasi und ein Foto "Trocknen der Kakaobohnen" abbildet:

...Europäer brachten Kakaopflanzen in das tropische Afrika... In Ghana wird der meiste Kakao in kleinen bäuerlichen Betrieben angebaut. Die 200'000 selbständigen Kakaobauern besitzen oft weniger als 4 ha Land. Kakao bringt höhere Preise als Gemüse und Obst. Weitgehend für den eigenen Bedarf erzeugen sie Knollenfrüchte (Maniok, Yams, Taro), Mais, Mehlbananen und Gemüse. Die Frauen bearbeiten die kleinen Felder (Beete) mit der Hacke. Man kann hier das ganze Jahr über säen, pflanzen und ernten.

Die Anlage einer Kakao-Pflanzung erfordert sehr viel Mühe. Die Bauern müssen zunächst den dichten Wald roden. Sie schlagen das Unterholz und Strauchwerk ab und fällen fast alle Bäume. Das trockene Holz wird verbrannt.

Der Kakao ist eine Pflanze aus dem dunklen, unteren Stockwerk des tropischen Waldes. Schattenbäume müssen die empfindlichen Kakaobäume vor zuviel Sonnenlicht und zu starkem Wind schützen. Deshalb haben die Bauern beim Roden nicht alle Bäume gefällt. Als weitere Schattenspendler pflanzen sie ausserdem noch Mehlbananen an. Das sind hohe Stauden. Sie liefern ein wichtiges Nahrungsmittel.

Zu Beginn der Regenzeit werden die Kakaosetzlinge gepflanzt. Etwa fünf Jahre dauert es, bis die Kakaosträucher die ersten Früchte tragen. Während dieser Zeit muss der Bauer die Sträucher häufig beschneiden, ständig das Unkraut beseitigen und immer darauf achten, dass genügend Schatten vorhanden ist. Ein Kakaostrauch kann etwa 50 Jahre Früchte tragen. Dann ist der Boden ausgelaugt. Neue Kakaosträucher müssen an anderen Stellen gepflanzt werden. Auf dem brachliegenden Land wächst wieder Wald.

Im November beginnt im Süden Ghanas die lange Trockenzeit. Sie dauert bis Ende Februar. In diesen Monaten wird hier der meiste Kakao geerntet. Die Ernte erfordert sehr viele Arbeitskräfte. Die Bauern ziehen mit der ganzen Familie auf die Felder. Mit einem Haumesser schlagen die Männer die Früchte ab... Frauen und Kinder sammeln sie vom Boden auf und tragen sie zu einem Sammelplatz ins Dorf. Dort brechen andere Männer die Früchte mit einem Messerschlag auf. Sie dürfen dabei die Samen im Innern, die Kakaobohnen, nicht beschädigen. Frauen und Mädchen lösen die 30 bis 40 Bohnen aus dem weichen Fruchtfleisch heraus.

(Zur Kinderarbeit siehe auch die Seiten 351 und 362 dieser Arbeit.)

Die Kakaobohnen müssen nach der Ernte sorgfältig aufbereitet werden. Sie werden zu kleinen Haufen auf Bananenblätter geschüttet und mit Bananenblättern zugedeckt. Die Bohnen beginnen zu gären. Das restliche Fruchtfleisch zerfällt, die Bohnen färben sich braun und entwickeln das Schokoladenaroma. Etwa 6 Tage dauert dieser Vorgang. Nach der Gärung breitet der Bauer die Bohnen auf langen Gestellen in der Sonne zum Trocknen aus... Mehrfach wendet er sie mit der Hand oder mit einem hölzernen Rechen, damit alle Bohnen gleichmässig trocknen können. Schliesslich müssen noch alle schlechten Bohnen, Bruchstücke und Schalen ausgelesen werden. Nun kann der Bauer seine Ernte verkaufen.

Der letzte Abschnitt des Textes findet sich im gleichen Wortlaut schon im Lehrmittel "Dreimal um die Erde" von 1977-1980 (Bd. 1, S. 95) und wird auf der Seite 274 dieser Arbeit besprochen. (Zum Kakaoanbau siehe auch die Seiten 342 und 399 dieser Arbeit.) Nebst dem Text enthält die Seite 79 eine Karte Ghanas, in der die Kakaoanbauggebiete und der tropische Regenwald eingezeichnet sind, eine Tabelle "Ausfuhr von Kakao..." mit Angaben von 1980 (siehe dazu die Tabelle auf der Seite 552 dieser Arbeit) und ein Foto "Kakaoernte in Ghana", welches das Abschlagen der Früchte mit dem Haumesser zeigt.

#### 4.34.2 Band 2

Der 1985 erschienene Band für die Klassen 7 und 8 enthält die Kapitel "Ein Arzt für Dreissigtausend: Beispiel Ruanda" (S. 110), "Ohne Ausbildung keine Chancen: Analphabetentum in Namibia" (S.111), "Ochsengespann für Kamerun - angepasste Technik" (S.120-121), "Brotfabrik für Nigeria - ein gescheiterter Versuch" (S.122-123) und "Biogasanlage für Kamerun - umweltschonende Technik" (S.124-125), sowie eine Grafik zu den Hungergebieten der Welt und zwei Fotos "Schlimmes Geschwür" (im Gesicht eines Kindes) und "Säuglingsstation in Nigeria", auf dem Kinder in Pappschachteln zu sehen sind, auf den Seiten 96 und 97 im Kapitel "Probleme in Entwicklungsländern und Entwicklung durch Zusammenarbeit".

#### 4.34.2.1 Ruanda

Im Kapitel "Ein Arzt für Dreissigtausend: Beispiel Ruanda" schreibt der Autor auf der Seite 110, auf der auch die drei Fotos "Kind mit Verbrennungen" (zeigt angeblich dem im Text erwähnten Miburo), "Wartende Patienten" (etwa 50 Menschen stehen und sitzen vor einem einstöckigen Gebäude) und "Einfachste Mittel auf einer Krankenstation" abgebildet sind:

Miburo ist ins Herdfeuer gefallen... Das kann leicht geschehen, denn das Essen wird über dem offenen Feuer gekocht. Wer dort hineinfällt, hat kaum Aussicht auf medizinische Hilfe. Denn Miburo lebt in Ruanda/Ostafrika. Einheimische Medizinmänner können nur einfache Heilmittel aus Pflanzen und tierischem Material anwenden. Ausserdem nehmen sie viel Geld. In Ruanda gibt es auch Ärzte, aber ein Arzt ist für 30'000 Einwohner zuständig, die zumeist weit verstreut wohnen. Miburo muss daher 30 km weit zum Arzt getragen werden. Nachbarn und Verwandte nehmen ihn abwechselnd auf den Rücken. Vor der Krankenstation warten schon viele andere Patienten... Einen Spezialarzt für Verbrennungen trifft Miburo auch hier nicht an, dafür muss er in ein grösseres Krankenhaus in der Hauptstadt Kigali gebracht werden. Diese Möglichkeit hat nicht jeder.

(Zu Verbrennungen durch Herdfeuer siehe auch die Seite 335 dieser Arbeit.) Die flächendeckende Versorgung der Bevölkerung, und sei es nur mit Basismedizin, bleibt für viele schwarzafrikanische Staaten angesichts der knappen Finanzmittel ein grosses Problem. (Siehe dazu auch die Karte "Bruttosozialprodukt pro Kopf" auf der Seite 569 dieser Arbeit.)

Den 5 Millionen Einwohnern Ruandas... stehen nur drei moderne Krankenhäuser mit je 250 bis 300 Betten zur Verfügung. In kleineren Krankenhäusern ist die medizinische Hilfe begrenzt: Es fehlt an technischen Apparaturen wie z. B. teuren Röntgen- und Narkosegeräten. Für die Ernährung und Pflege der Kranken sind Verwandte oder Nachbarn zuständig. So müssen in einem Raum mit 14 Kranken zusätzlich noch 14 Angehörige schlafen.

Diese "Auslagerung" der Pflege ist in vielen afrikanischen Spitälern üblich. Einige Spitäler weisen Patienten, die nicht in Begleitung kommen, aus diesen Gründen zurück.

Ärzte in Ruanda wie auch in vielen anderen Entwicklungsländern, die in den Tropen liegen, müssen sich besonders gut in Tropenkrankheiten auskennen: z. B. bei Malaria, Gelbfieber und Bilharziose. Häufig steht kein hygienisch einwandfreies Wasser zur Verfügung. Mit dem Essen gelangen Wurmeier in den Magen, wo sich Spul- und Bandwürmer entwickeln. Das warme tropische Klima beschleunigt Entzündungen. Geschwüre verschlimmern sich rasch.

(Zu den tropischen Krankheiten siehe auch die Seiten 132 (Malaria), 145 (Schlafkrankheit) und 232 (Lepra), zu Ruanda die Seiten 289 und 371 dieser Arbeit.)

#### 4.34.2.2 Namibia

Im Kapitel "Ohne Ausbildung keine Chance: Analphabetentum in Namibia" schreibt der Autor auf der Seite 111 einleitend:

Keine Montageanleitungen lesen können, keine Messungen durchführen können, das bedeutet: kaum Chancen haben, eine Arbeit zu finden, die über einfache Handlangerdienste hinausreicht. So ergeht es der Hälfte aller in Entwicklungsländern lebenden Menschen über 15 Jahren. Sie werden Analphabeten (Nichtalphabeten) genannt. Es fehle oft Schulen, Schulbücher und ausgebildete Lehrer. Die Kinder verstehen zumeist die Amtssprache nicht, in der in der Schule unterrichtet wird. Weite Schulwege und Mithilfe bei der Feldarbeit verhindern häufig einen Schulbesuch.

(Zur Kinderarbeit siehe auch die Seiten 361 und 383, zum Analphabetismus die Karte "Analphabetisierungsrate für Mädchen in Schwarzafrika" im Anhang auf der Seite 571 dieser Arbeit.) Anschliessend folgt ein Text nach Mira Lobes "Keine Schule für Sara" aus dem Buch "Ich verstehe die Trommeln nicht mehr" von 1983, in dem es heisst:

Sara und Elisabeth leben in einem Internat. Sie sind gleich alt, gehen aber in verschiedene Schulen. Elisabeth ist ein Mischling und geht in eine Mischlingsschule. Sara ist eine Nama und geht in eine Namaschule. "In Elisabeths Schule lernen sie andere Sachen als bei uns", ruft Sara. "Schwerere als wir. Die glauben wohl, wir sind zu dumm dafür, weil wir schwarz sind? Aber ich bin nicht zu dumm! Elisa hat mir ein paar Aufgaben erklärt, und ich habe sie gleich verstanden. Stimmt's?" Elisabeth nickt. - Vom Farmhaus drüben, wo der Baas, der Herr, wohnt, läuft eine Schwarze zu den Hütten hinüber. Der zweijährige Samuel sitzt unter dem Schattendach vor der Hütte und weint. Mirjam möchte mit dem Baby spielen, aber die Mutter schickt sie auf das Weideland hinaus. Die zwei Ziegen müssen zur Tränke geführt werden - Mirjam geht, sie ist verständlich für ihre vier Jahre

Die Eltern sitzen vor der Hütte. "Der Baas hat mich rufen lassen", beginnt der Vater. "Weil du so oft von der Arbeit aus der Küche der Herrin wegläufst." - "Hast du ihm nicht gesagt, dass ich nach den Kindern sehen muss und dann doppelt so schnell arbeite, damit ich die Zeit einbringe?" fragt die Mutter. - "Ich habe es ihm gesagt. Aber der Baas sagt: Im Vertrag steht, dass du acht Stunden im Haus zu sein hast, aber du bist oft nur sechs Stunden da. Wenn wir uns nicht an den Vertrag halten, dann hält er sich auch nicht daran. Dann müssen wir gehen. 'Du hast doch eine grössere Tochter', hat er gesagt. 'Ihr habt sie in die Schule geschickt. Hol sie heim. Sie soll auf die jüngeren Kinder aufpassen.'" - "Sara?" sagt die Mutter. "Sie

lernt gut. Man kann sie von dort nicht wegnehmen." - "Doch. Man kann - sagt der Baas. Es gibt kein Gesetz, dass Sara in die Schule gehen muss. Auch wenn sie einen Freiplatz im Heim hat. Das Gesetz gilt nur für Weisse." - Der Vater nickt. Der Baas hatte gesagt: Sara ist nur ein Mädchen. "Nächste Woche hole ich sie heim. Es ist wichtig, dass wir unsere Arbeit behalten, unsere Hütte, unser Leben hier."

Sara weint, als sie hört, dass sie nicht weiterlernen und Lehrerin werden darf, wie sie es sich gewünscht hat.

In diesem Text werden die schwarzen Menschen als hilflose und bemitleidenswerte Kreaturen geschildert. Die Eltern werden von ihrem Arbeitgeber dazu gezwungen, den Traum ihres Kindes, später einmal einen Lehrberuf zu ergreifen, zu zerstören. Wer sich hinter dem "bösen" Baas versteckt, wird aus dem Text nicht klar. Schlussendlich bleibt den Lesern des Textes nur das Mitleid mit Sarah. Da aber die Situation vom politischen Umfeld losgelöst geschildert wird, können sie schlussendlich nichts zu der Verbesserung dieser beitragen. So geschieht ihnen gleich, wie den im Text geschilderten Personen. Die Leser sind einem Schicksal ausgeliefert, an dem sie nichts ändern können. (Zu Namibia siehe auch die Seite 227 dieser Arbeit.)

Wesentlich sachlicher schildert die abgedruckte Tabelle "Landwirtschaftliche Arbeit und erforderliche Schulkenntnisse" nach Heyneman, die hier wiedergeben wird, den Zusammenhang zwischen Zukunftsaussichten und Schulbildung:

Stufen	Landwirtschaftliche Arbeit	Mindestmass an Schulkenntnissen
A	Verwendung der örtlichen Pflanzensorten und Geräte	Kenntnisse von Eltern an Kind weitergegeben: Addition und Subtraktion
B	Verwendung kleiner Mengen von Düngemitteln	Addition, Subtraktion, Division, Grundkenntnisse im Lesen
C	Verwendung von Pflanzensorten mit hohen Erträgen, Berechnen der Düngemittel/ha, des Saatertrages/ha	Multiplikation, Bruchrechnung, Lesen, Schreiben, Kenntnisse in Chemie, Biologie
D	Wie Stufe C, dazu Bewässerung, Berechnen der Wasserzufuhr bei Niederschlag und bei Bewässerung, entsprechend abgestimmter Anbau	Mathematik, hohes Leseverständnis, Fähigkeit zum Erforschen nicht vertrauter Wörter und Pläne, Kenntnisse in Chemie, Biologie, Physik

Diese Tabelle muss sich allerdings die Frage stellen lassen, ob diese Kenntnisse nicht auch ausserhalb der Schule erworben werden könnten. Schliesslich gibt es genügend Beispiele in Schwarzafrika, so beispielsweise die "Fitter" in Ghana, die Autos reparieren (Geo 8/1986, S. 36-50), und auch im mittelalterlichen Europa, beispielsweise beim Kathedralenbau, bei denen Höchstleistungen vollbracht wurden, ohne dass diese wirklich auf einer schriftlichen Tradition oder "höheren" Mathematik beruhten

#### 4.34.2.3 Kamerun

Im Kapitel "Ochsengespann für Kamerun - angepasste Technik" schildert der Autor das Leben einer Bäuerin in der Subsistenzwirtschaft (S. 120):

Ihr jüngstes Kind auf dem Rücken festgebunden, arbeitet Tia Samoko auf einem Feld am Rande ihres Dorfes. Es liegt nur wenige Kilometer nördlich der Stadt Duala. Mit einer schweren Hacke, ihrem einzigen Arbeitsgerät, lockert sie den Boden auf. Hier will sie Jams und Maniok anbauen. Beide Knollenfrüchte bilden die Hauptnahrung der Familie.

Noch vor Wochen wuchs auf diesem Feld Gras. Tia hat es abgeschlagen und zu Haufen zusammengetragen. Dann hat sie die Grashaufen mit Erdschollen abgedeckt und angezündet. Die so gewonnene Asche kann sie als Dünger nutzen.

Die Felder, die Tia Samoko allein bestellt, gehören der Dorfgemeinschaft. Jeder Frau steht soviel Land zu, wie sie bearbeiten kann. Tias Felder sind etwa 1/2 ha gross. Hier baut sie alles für die Versorgung ihrer fünfköpfigen Familie an. Nur gelegentlich kann sie kleine Überschüsse erzielen, die sie auf dem nahegelegenen Markt verkauft. Von dem so erwirtschafteten Geld kauft sie die lebensnotwendigen Dinge wie Öl, Medikamente oder Kerosin (Brennstoff für die Lampe).

Wenn nach zwei Jahren die Ernteerträge stark nachlassen, lässt Tia Samoko die Felder brachliegen und legt neue an. Manchmal hilft dabei ihr Mann, der ansonsten auf einer Plantage an der Küste arbeitet. Tia Samoko gehört dem Volksstamm der Bantus an. Sie sind Hackbauern und betreiben Landwechselwirtschaft.

Mit diesem Text gehört das vorliegende Lehrmittel zu den wenigen, die ein Stück der Lebensrealität der schwarzafrikanischen Frauen schildern und deren Arbeitsleistung würdigen. Nach dem einführenden Text über

Tia Samoko beschreibt der Autor auf der Seite 120, die auch ein Foto "Auf einer landwirtschaftlichen Versuchsstation in Kamerun" abdruckt, die allgemeine Lage:

Acht von zehn Kamerunern arbeiten in der Landwirtschaft. Die meisten produzieren wie Tia Samoko fast ausschliesslich für die Eigenversorgung (Subsistenzwirtschaft). In manchen Jahren ist jedoch die Versorgung gefährdet, da Überschüsse fehlen. Dann müssen aus anderen Ländern Grundnahrungsmittel eingeführt werden.

Da diese Einfuhren teuer sind, bemüht man sich in Kamerun darum, die eigene Nahrungsmittelerzeugung zu steigern. Dabei treten jedoch besondere Schwierigkeiten auf. Die bislang bewirtschafteten Ackerflächen könnten zwar stärker gedüngt werden, doch fehlt dazu das Geld. Auch eine Ausdehnung der Ackerflächen ist kaum möglich, solange der Boden weiter mit der Handhacke bearbeitet wird, denn die Frauen schaffen meist nicht mehr als einen Hektar.

Diese Beschränkung der Anbaufläche durch die vorhandene Arbeitskraft ist mit ein Grund für den Wunsch nach vielen Kindern, der nach wie vor ein zentraler Wert vieler schwarzafrikanischer Frauen darstellt. Je mehr Mitglieder eine Familie umfasst, desto mehr Land kann sie, zumindest theoretisch, bewirtschaften. Dadurch wird das Risiko eines für den einzelnen katastrophalen Produktionsausfalles verteilt und damit minimiert. Kinder bedeuten also zumindest in der traditionellen Lebensweise, die auf Landwirtschaft beruht, tatsächlich eine Versicherung für schlechte Zeiten und das Alter. Die Seite 121 bildet ein Foto "Ochsengespann mit Pflug" ab. Im Text schreibt der Autor weiter:

Ausländische Fachleute sollen helfen, die Nahrungsmittelproduktion zu steigern. Einer dieser Helfer ist die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ). Im Auftrag der Bundesrepublik Deutschland berät die GTZ die kamerunische Regierung und führt ein Entwicklungshilfeprojekt durch. Der von der GTZ entsandte Entwicklungshelfer denkt zunächst daran, einen Traktor einzuführen. Ein solcher Traktor würde etwa 50'000 DM kosten.

Wie viele andere Stämme in Afrika kennen auch die Bantus nicht die Haltung von Grossvieh, sondern nur den Ackerbau. Ein Fortschritt ist es daher bereits für sie, wenn sie lernen, Ochsen als Zugtiere zu benutzen. Damit verbunden wäre die Einführung eines Eisenpfluges möglich.

Seit 1977 bildet die GTZ jährlich 20 Bauern in einjährigen Kursen aus. Sie lernen, mit einem Ochsengespann umzugehen und neue Geräte wie Mehrzweckpflug, Egge und Einradhacke zu bedienen. Während ihrer Ausbildung erlernen die Bauern auch den Anbau neuer Produkte. So bauen Sie Mais zur Eigenversorgung und Erdnuss und Reis als Verkaufsfrüchte an.

Nach der einjährigen Ausbildung können die Bauern ein Ochsengespann und die für die Bearbeitung des Bodens erforderlichen Maschinen für rund 1'500 DM erwerben. Dazu erhalten sie günstige Kredite. Meist werden sie in solchen Gebieten angesiedelt, die nicht ackerbaulich genutzt waren, weil sie verkehrsmässig ungünstig lagen oder nicht regelmässig Niederschlag erhielten. Die neuen Betriebe sind 2 bis 5 ha gross. Seit 1978 werden zusätzlich in Kurskursen jährlich 60 Bauern ausgebildet. Auch sie erhalten Ackerflächen.

Die Einführung des Ochsengespannes bringt jedoch auch Probleme mit sich, denn neue Ackerflächen müssen erschlossen werden. Dies geschieht vor allem im Nordwesten von Kamerun, weil dieses Gebiet bisher ackerbaulich kaum genutzt worden ist. Hier aber leben die Fulani. Sie sind Hirten und benötigen die Flächen für ihr Vieh. Durch die Ausweitung der Ackerflächen wird ihr Lebensraum eingeengt.

Ein weiteres Kapitel aus dem gleichen Lehrmittel zu Kamerun wird weiter unten in dieser Arbeit besprochen. (Zum Ochsenpflug siehe auch die Seite 333 dieser Arbeit.)

#### 4.34.2.4 "Brotfabrik für Nigeria"

Das Kapitel "Brotfabrik für Nigeria - ein gescheiterter Versuch" greift die Problematik der Entwicklungshilfe mittels eines Vergleichs der Situation Nigerias 1964 und 1984 noch einmal auf. Die Situation 1964 beschreibt die Arbeit eines kleinen Bäckers, die von 1984 die Arbeit in einer Brotfabrik und deren Auswirkungen. Auf der Seite 122, auf der ein Foto "Brotfabrik in Nigeria" zu sehen ist, schreibt der Autor unter der Überschrift "Nigeria, im März 1964":

Nahe der Hauptstrasse liegt die kleine Bäckerei des Herrn Nkomo. Seit den frühen Morgenstunden wird dort bereits gearbeitet. Während das Thermometer draussen schon 27°C zeigt, liegen die Temperaturen in der Backstube noch um einiges höher. Dazu trägt der aus Bruchsteinen gemauerte Backofen bei, der den ganzen hinteren Teil des Raumes einnimmt. Seit zwei Stunden brennt bereits das Feuer im Ofen. Es dauert seine Zeit, bis die zum Backen erforderliche Temperatur erreicht ist. Wie überall in Nigeria feuert auch Herr Nkomo mit Holzkohle.

An der Stirnseite des Raumes befindet sich ein langer hölzerner Tisch, auf dem verschiedene grosse Schüsseln stehen. Herr Nkomo ist mit seinem Sohn dabei, den Teig darin anzurühren. Die drei Hilfskräfte kneten den Teig gründlich durch. Der Schweiß läuft ihnen von der Stirne, so anstrengend ist diese Arbeit. Es dauert eine ganze Zeit, bis der Teig backfertig ist. Einzeln werden die handgeformten Laibe in den Ofen geschoben, die fertigen mit der langen Holzschaufel herausgeholt und zum Auskühlen in Regale gepackt. Manches Brot ist zu stark gebacken oder sogar verbrannt. Deshalb muss es aussortiert werden. Das geschieht häufig, denn es ist schwierig, die richtige Backtemperatur einzuhalten. Ein Teil der Brote wird bereits in der Backstube verkauft. Die übrigen werden in Weidenkörbe verpackt, auf Handkarren oder Fahrräder verladen und zu den Kleinverkäufern in andere Teile der Stadt gebracht. Jeder dieser Laibe wiegt 400 g. Damit wird der tägliche Brotbedarf von zwei Menschen gedeckt.

Tag für Tag werden in der Bäckerei von Herrn Nkomo 400 Brote gebacken. Eine grössere Anzahl schafft er mit seiner Belegschaft von fünf Personen nicht. Wenn er dennoch mehr Brote backen will, muss er zusätzliche Hilfskräfte einstellen. In mehr als 100 weiteren Bäckereien wird so das Brot gebacken, wie es Herr Nkomo tut. Täglich werden so 50'000 Brote hergestellt. Damit können alle Einwohner der Stadt versorgt werden. Alle Materialien, die die Betriebe benötigen, werden von Händlern aus der Stadt geliefert. So verdienen auch der Müller, Holzkohlenhändler, Weidenkorbflechter und Kleinverkäufer ihren Lebensunterhalt durch die Bäckereien.

Seite 123 zeigt eine Grafik "Herstellungs- und Verkaufspreis eines Brotes", deren Aussagen lauten, dass die Produktion eines Brotlaibes in der Brotfabrik erstens teuer als in der Bäckerei zu stehen kommt, und zweitens in der Brotfabrik nicht kostendeckend produziert wird. Die zweite Grafik "Auswirkungen der Brotfabrik" sagt aus, dass durch den Bau der Brotfabrik die Zahl der in diesem Bereich tätigen Bäcker von 625 auf 60 gesunken ist und die einheimischen Zulieferungen zumeist durch ausländische ersetzt wurden. Im Text schreibt der Autor dazu unter der Überschrift "Nigeria, im März 1984":

In den letzten Jahren hat sich vieles in der Stadt verändert. Am Rande der Stadt gibt es jetzt eine moderne Brotfabrik. Sie ist von europäischen Fachleuten geplant und gebaut worden. Die hochmodernen Maschinen der Backstrasse sind mit dem Flugzeug aus Europa eingeflogen worden. Mehr als 50'000 Brote können täglich produziert werden. Dazu sind insgesamt 60 Angestellte nötig.

Der Bau der Fabrik hat insgesamt 1.4 Mio. Dollar gekostet. Der grösste Teil dieser Summe ist mit Entwicklungshilfegeldern aus Europa gezahlt worden. Für die Anschaffung von Lieferwagen und die Einrichtung von Verkaufsläden musste Nigeria selbst aufkommen.

Die kleine Bäckerei des Herrn Nkomo existiert nicht mehr. Wie die meisten anderen Bäckereien ist auch sie durch die Brotfabrik verdrängt worden. Herr Nkomo hat seine Arbeitskräfte entlassen müssen und ist auch selbst arbeitslos. Es besteht für ihn kaum Hoffnung auf Arbeit, denn an Arbeitsplätzen fehlt es hier.

Viele seiner ehemaligen Zulieferer sind ebenfalls ein Opfer der Brotfabrik geworden. So kann der Müller sein Mehl nicht mehr liefern, da es nicht fein genug gemahlen ist. Deshalb wird Mehl aus Europa eingeführt. Auch Holzkohle und Weidenkörbe werden nicht mehr gebraucht. In der Fabrik werden an ihrer Stelle Öl und Einwickelpapier verwendet.

Die Seiten zur Brotfabrik in Nigeria schildern eindrücklich die Folgen einer nicht durchdachten und nicht angepassten Entwicklungshilfe, die zwar Arbeitsplätze in den Geberländern schafft, sich aber meist nachteilig auf die Empfänger auswirkt. (Zur Entwicklungshilfe siehe auch die Seiten 349 und 397 dieser Arbeit.) Sicher kein Zufall ist, dass gerade Nigeria als Beispiel genannt wurde, denn durch den Ölboom der achtziger Jahre verfügte das Land plötzlich über Kapital, welches zu unreflektierten Ausgaben geradezu einlud. Umso tragischer ist, dass sich das Land dabei verschuldete, und die Schuld von den Teilen der Bevölkerung mitgetragen werden muss, die dafür nie eine Gegenleistung erhielten. (Zu Nigeria siehe auch die Seiten 335 und 373 dieser Arbeit.)

#### 4.34.2.5 "Biogasanlage für Kamerun"

Im letzten Kapitel zum Thema Afrika unter dem Titel "Biogasanlage für Kamerun - umweltschonenden Technik" schreibt der Autor auf der Seite 124, wie schon in den vorigen Kapiteln den Lebensalltag einer Person schildernd:

Seit den frühen Morgenstunden ist Niara Mokele unterwegs. Sie sammelt Zweige und Äste vom Boden auf oder bricht sie von den Bäumen. Sie verschnürt ihr Sammelgut zu einem Bündel, das sie auf dem Kopf transportiert. Niara Mokele sammelt das Feuerholz, das sie für die Zubereitung der täglichen Mahlzeiten benötigt.

Unter der sengenden Mittagssonne wird die schwere Last immer drückender, und noch liegt der kilometerweite Rückweg vor ihr. Soll sie schon jetzt umkehren? Der gesammelte Vorrat reicht nicht aus. Zu bald muss sie sonst den weiten Weg erneut auf sich nehmen.

Früher ist ihr Leben viel einfacher gewesen. Für die wenigen Familien des Dorfes gab es ausreichend Holz in der Nähe. Doch seit damals hat sich manches im Dorf verändert. Viele junge Leute leben nicht mehr in der Grossfamilie, sondern haben sich eigene Hütten gebaut. Dadurch ist die Anzahl der Feuerstellen angewachsen.

Manchmal hat Niara Mokele die Gelegenheit genutzt, Brennholz zu kaufen. Einmal in der Woche kommt ein Verkäufer ins Dorf. Doch dafür reicht ihr Geld nicht mehr. Der Verkäufer muss das Holz mit seinem Eselskarren aus immer entfernteren Gebieten holen. So steigen ständig die Preise.

Die anhand einer Einzelperson geschilderte Problematik wird anschliessend im grösseren Zusammenhang betrachtet (S. 124):

Neun von zehn Afrikanern sind in einer ähnlichen Situation wie Niara Mokele. Auch für sie ist Holz die einzige Energiequelle zum Kochen und Heizen. Afrikaner, die in den Städten leben, müssen heute bereits mehr als ein Drittel ihres Monatslohnes für den Holzkauf ausgeben.

Diese Aussage ist deshalb heikel, weil sie zwei gegebene Tatsachen vermischt. Es ist zwar richtig, dass ein Grossteil der Menschen nur Holz oder Holzkohle zum Kochen verwendet, das Heizen ist aber in vielen Ländern weit weniger von Bedeutung. Die Aussage, vor allem die Bewohner gewisser Städte litten unter den hohen Preisen für Holz, trifft für die meisten Länder Schwarzafrikas zu. Durch die Verknüpfung entsteht aber der Eindruck, fast alle Afrikaner seien von der Holzknappheit betroffen, obwohl nur ca. 20% aller Afrikaner in Städten oder stadtähnlichen Ansiedlungen leben. Auch auf dem Land kann Holzknappheit zu einem Problem werden, dies ist in der Regel aber weit weniger der Fall als in der Stadt. Trotz der anscheinend so prekären Lage hat der Autor noch eine Hoffnung (S. 124):

Vielleicht kann die Verwendung neuer Energiequellen die rasche Landschaftszerstörung bremsen. Seit 1979 baut die GTZ deshalb an verschiedenen Orten in Kamerun Biogasanlagen. Biogas soll Holz als Brennmaterial ersetzen.

Die Seite 124 zeigt eine Karte "Holzversorgungsgebiet von Maroua / Nordkamerun (nach Sale)" auf der die sich im Laufe der Jahre immer weiter ausdehnenden Hauptversorgungsgebiete für Holz eingezeichnet sind.

Seite 125 zeigt eine Zeichnung "Schnitt durch eine Biogas-Anlage" und drei Fotos "Bau des Faulraumes", "Umrühren der Faulmasse" und "Abzapfen des Biogases". Im Text schreibt der Autor:

Für den Bau der Anlage werden Materialien verwendet, die man vor Ort vorfindet. Nur die Gasglocke wird aus importierten Eisenblech gefertigt. Täglich müssen menschliche, tierische und pflanzliche Abfälle in die Anlage eingefüllt und mit Flüssigkeit vermischt werden. Durch Gärung entsteht Biogas. Nach vierzehn Tagen kann man Biogas, nach 40 Tagen Faulschlamm entnehmen.

Aus einem Bericht der GTZ von 1981 zitiert der Autor, die bereits gemachten Aussagen präzisierend:

Wie Biogas genutzt werden kann, zeigt das folgende Beispiel eines Bauern, der seine Anlage mit dem Mist von 50 Schweinen betreibt: "Mit dem Gas werden alle warmen Mahlzeiten von sechs Familienmitgliedern, vier Farmarbeitern und des Nachtwächters zubereitet; zusätzlich werden die Wärmelampen für die Eintagsküken des Hofes mit Energie versorgt. Den aus der Biogas-Anlage anfallenden Faulschlamm, der zuvor als normaler Mist praktisch unverwertbar war, verkauft der Bauer mittlerweile als gefragte Dünger auf dem Markt."

Abschliessend schreibt der Autor zum geschilderten Biogas-Projekt auf der Seite 125:

Die Haltung von zehn Schweinen oder 175 Hühnern reicht für den täglichen Energiebedarf einer zehnköpfigen Familie aus. Biogasanlagen stehen überwiegend bei grösseren Tierhaltern oder Krankenhäusern. Für Kleinbauern sind sie zu teuer. Hier bietet sich der Baum von Gemeinschaftsanlagen an.

Mit dem Bericht über die Biogasanlagen in Kamerun schliesst der Autor seine Darstellung Schwarzafrikas ab.

#### 4.34.3 Zusammenfassung

Während sich der erste Band des Lehrmittels anhand von Texten, die bereits in älteren Lehrmitteln auftauchen, mit den Wildbeständen Ostafrikas beschäftigt, wobei die Bevölkerung als eine Bedrohung für die Wildtiere dieses Grossraums angesprochen werden, sowie einen Text über einen Kakaobauern in Ghana enthält, schildert der Band 2 mit Hilfe von Momentaufnahmen im Leben von Einzelpersonen die Lage in den Ländern Ruanda, Namibia, Kamerun und Nigeria.

Aus diesen Texten ist zu entnehmen, dass die medizinische Versorgung mangelhaft ist, und die Bevölkerung an vielfältigen Krankheiten leidet (Ruanda), den schwarzafrikanischen Kindern der Schulbesuch von den Weissen verweigert wird (Namibia), eine Entwicklung im Agrarsektor mit Hilfe von aussen möglich, wenn auch nicht immer unproblematisch ist (Kamerun) und eine Entwicklung in Richtung Industrialisierung für alle Betroffenen nachteilige Folgen hat (Nigeria).

Obwohl der Autor die vorgestellten Personen beim Namen nennt, darunter sind auch die Schicksale zweier Frauen (Kamerun) und eines Mädchens (Namibia), wird doch der Eindruck eines zwar fleissigen, aber wegen mangelnder Infrastruktur schlussendlich fremdbestimmten Menschenschlages gezeichnet, der sich der herrschenden Zustände nicht erwehren kann.

## 4.35 Terra Erdkunde - Hauptschule (1985-1987)

Das dreibändige Lehrmittel "Terra Erdkunde" für die Hauptschulklassen 7-8 in Baden-Württemberg enthält im Bezug auf das gleichnamige Lehrmittel für die Realschulen keine neuen Themen, allerdings wurden die Kapitel teilweise verschoben. Insgesamt beschäftigt sich das 310 Seiten starke Lehrmittel auf 9 Seiten mit Schwarzafrika, wobei nur der Band 2 für die 8. Klasse sich überhaupt mit Schwarzafrika beschäftigt.

### 4.35.1 Band 2

Der Abschnitt "Natur und Mensch in den Wüsten und Savannen" (S. 4-30) enthält die für diese Arbeit wichtigen Kapitel "In den Savannen Afrikas" auf den Seiten 22-23 (siehe dazu die Seite 351 in dieser Arbeit zu Terra Erdkunde: Realschule 7, S. 106-107), "Ackerbau und Viehhaltung in den Savannenzonen" auf den Seiten 24-25 (siehe dazu die Seite 351 in dieser Arbeit zu Terra Erdkunde: Realschule 7, S. 108-109) und "Die Sahelzone - ein gefährdeter Lebensraum" auf den Seiten 26-29 (siehe dazu die Seite 352 dieser Arbeit zu Terra Erdkunde: Realschule 7, S. 110-115). Zusätzlich enthält der Band im Abschnitt "Entwicklungsländer und Industrieländer" das Kapitel "Der Hungergürtel der Erde" auf der Seite 96 (siehe dazu die Seiten 355 in dieser Arbeit zu Terra Erdkunde: Realschule 9, S. 10-11).

### 4.35.2 Zusammenfassung

Obwohl später publiziert als "Terra Erdkunde für Realschulen" enthält das vorliegende Lehrmittel keine neuen Aspekte gegenüber den genannten. (Siehe auch die Zusammenfassung für das Lehrmittel "Terra Erdkunde für Realschulen" auf der Seite 356 dieser Arbeit.)

## 4.36 Seydlitz: Mensch und Raum (1987)

Kanos Altstadt, Hauptwohnbereich der alteingesessenen Bevölkerung, vermittelt noch immer den Eindruck des vorkolonialen afrikanischen Stadttyps. Ein 18 km langer und etwa 10 m hoher Erdwall umschliesst nicht nur die Altstadt, sondern auch einen Teil des stadtnahen Agrarlandes. Mittelpunkt der Altstadt ist der grosse Markt, auf den alle Strassen strahlenförmig zulaufen. Das Stadtbild der Altstadt ist gekennzeichnet durch eine unregelmässige Anlage von meist quadratischen ein- und zweistöckigen Lehmbauten mit Innenhof. (S. 284)

Der 352 Seiten umfassende Band für die Gymnasiale Oberstufe des Lehrmittels "Mensch und Raum" enthält die Kapitel "Afrika" (S.130-135), "Ein Entwicklungsprojekt in Ruanda" (S. 170-171), "Die Westafrikanische Stadt" (S. 284-286), "Rohstoffländer - Beispiel Sambia" (S. 298-299) und "Agrarländer - Beispiel Malawi" (S.302-303).

### 4.36.1 Geschichte

Im Kapitel "Afrika" schreibt der Autor unter der Überschrift "Geschichtsloser Kontinent?" auf der Seite 130:

Das mittelalterliche Mali-Reich war von Beginn an eine Negergründung. Sein bedeutendster Herrscher, Mansa Musa, stellte auf seiner Pilgerreise nach Mekka den Glanz und Reichtum seines Reiches zur Schau. Sein Pilgerweg führte ihn 1324 über Kairo, wo er durch prachtvolle Hofhaltung und reichliche Almosen den Goldpreis zum Verfall brachte, wie der ägyptische Beamte Al Omari noch um 1435 wusste und für die Nachwelt aufzeichnete.

Wirtschaftliche Grundlage der sudanesischen Reiche war der Handel mit Salz, Gold, Elfenbein, Sklaven und Gewürzen. Knotenpunkte der alten Handelsstrassen waren vor allem die Städte Timbuktu und Gao am Niger. Das Songhai-Reich erreichte im 16. Jh. die grösste Blüte. "Es ist wunderbar zu sehen, welch ein Reichtum von Waren täglich dort hingebracht wird und wie kostbar und herrlich all diese Dinge sind", berichtet Leo Afrikanus in seinem 1563 erstmals veröffentlichten Werk.

(Zu ausführlicheren Berichten Leo Africanus siehe auch die Seiten 28 und 38 dieser Arbeit.)

Ein Expeditionsheer des Sultans von Marrakesch, das bereits über Feuerwaffen verfügte, überwältigte das grosse Songhaiheer und eroberte 1591 Timbuktu und Gao. Die Eroberer brachten allein 30 Kamelladungen Gold mit zurück, wie der englische Kaufmann Thomson bei der Ankunft einer Karawane beobachtete und am 4.7.1599 notierte. Der Sultan zog sich 1618 aus Songhai zurück, aber Handel und staatliche Organisation blieben zerstört. "Von dem Augenblick", so die Chronik des englischen Kaufmanns, "änderte sich alles. Gefahr trat an die Stelle der Sicherheit, Armut an Stelle von Reichtum. Auf Frieden folgten Notstand, Katastrophen und Gewalt."

Die Portugiesen stiessen, als sie Ende des 15. Jh. in den Indischen Ozean vordrangen, auf reiche Handelsstädte an der ostafrikanischen Küste. Der Indische Ozean bildete mit Ostafrika, Arabien und Indien eine arabisch geprägte blühende Handelsregion.

Die Handelsstädte der Küste standen sicher in engem Kontakt mit den Reichen von Simbabwe und Mapungubwe, die im Binnenland die begehrten Metalle Eisen, Gold, Zinn und Kupfer förderten, schmolzen und bearbeiteten. Im Hinterland von Sofala findet man zahlreiche, z. T. eindrucksvolle Ruinen, Tausende von ausgebeuteten Minen und Schlackenfelder der Eisenverhüttung sowie Reste grosser Terrassenkulturen und Bewässerungskanäle, alles Zeugen langer und vielfältiger Kulturepochen. Den Portugiesen wurde im 16. Jh. von einem mächtigen Bantu-Königreich berichtet, über das der Monomotapa, der Herr der Minen, herrschte.

Die im Text erwähnte Ruinenstätte, die zum Weltkulturerbe der UNESCO zählt, wurden wahrscheinlich im 3. Jahrhundert n. Chr. angelegt. Von den steinernen Ruinen in Zentralsimbabwe, die gewaltige Mauern aufweisen, stammt auch der Name des Landes, denn "zimbabwe" ist der Begriff der Shona für "steinerne Häuser". (Weltatlas 1997; zu Simbabwe siehe auch die Seite 208.)

Der Text gehört mit Ausnahme einiger Nebenbemerkungen über die grossen Reiche in Westafrika, zu den wenigen Beispielen in den untersuchten Lehrmitteln, die sich mit der Geschichte Afrikas befassen, ohne den Eindruck zu vermitteln, diese hätte erst mit dem Eintreffen der Europäer begonnen.

Die drei den Text begleitenden Fotos "Maske aus Westafrika", "Felsenkirche von Lalibela (Äthiopien)" und "Moschee von Mopti (Mali)" legen Zeugnis über die im Text angesprochene Grösse vergangener Reiche und Kulturen auf dem afrikanischen Kontinent ab. Die Seite 131 zeigt eine Karte "Alte Kulturen in Afrika", auf der die ehemaligen Reiche von Gana, Mali und Songhai eingezeichnet sind - wobei nur das Mali-Reich in der Blütezeit dargestellt wird -, sowie die Hauptstädte des Reiches Kusch, die Hausa-Staaten, das Bornu-Kanem-Königreich, die Yoruba-Stadtstaaten, Axum, Lalibela und Ankober im heutigen Äthiopien; die Ruinen von Simbabwe und die Gräber von Mapungubwe. Ausserdem verzeichnet die Karte verschiedene Entdeckerreisen

von Europäern und die islamischen Kalifenreiche im 7. und 8. Jahrhundert. Trotz der zahlreichen Einträge gibt die Karte nur einen geringen Bruchteil der afrikanischen Geschichte wieder - auch optisch bleiben weite Teile der Karte leer. Der ein Jahr früher erschienene erste Band des Grossen Brockhaus gibt hingegen eine Karte mit über fünfzig eingezeichneten, südlich der Sahara liegenden Reichen wieder (Grosser Brockhaus: Erster Band, 1986, S.188).

Die der Karte nachfolgende Seite 132, ist dann auch nicht der voreuropäischen Geschichte gewidmet, sondern befasst sich unter dem Titel "Ein Kolonialkontinent Europas" mittels rund der doppelten Textmenge, gegenüber der mit einem Fragezeichen versehenen "geschichtslosen Kontinent", mit den Einflüssen Europas auf die afrikanischen Gebiete. Unter der Überschrift "Europas Griff nach Afrika" schreibt der Autor:

In der Antike gehörte Nordafrika zum griechisch-römischen, in den ersten christlichen Jahrhunderten zum abendländischen Kulturkreis. Das übrige Afrika jenseits der Wüste Sahara lag weitgehend ausserhalb des damaligen Weltbildes. Seit dem 8. Jh. verhinderte dann die Ausbreitung des Islam über Nordafrika bis nach Spanien für Jahrhunderte den Kontakt zwischen dem christlichen Europa und Afrika.

Die Portugiesen begannen dann seit 1419 die Westküste zu erkunden, erreichten aber erst gegen Ende des 15. Jh. den Indischen Ozean. Aber Afrika selbst blieb dennoch lange Zeit für Europa der unbekannte Kontinent. Erst die Entdeckungsreisen im 19. Jh. brachten Kunde vom Inneren Afrikas nach Europa, in dem die Berichte nicht selten auf ungläubiges Staunen stiessen.

Im Zeitalter des Imperialismus wurde schliesslich auch Afrika kolonialisiert, Frankreich eroberte seit 1834 Algerien, 1854 den Senegal. England besetzte 1882 Ägypten und betrieb erfolgreich eine Kap-Kairo-Politik, in den Burenkriegen (1899-1902) sogar gegen weisse Burenrepubliken. Portugal verteidigte seine afrikanischen Territorien in Angola und Mosambik. Das Deutsche Reich und Italien griffen ab 1884 nach den noch freien Küstengebieten. Auf der Berliner Afrikakonferenz (1884/85) einigten sich die Kolonialmächte auf Einflussphären und legten Regeln für die Okkupation Afrikas fest.

Die Zeit der Kolonisierung war voller Kämpfe, weil die europäischen Mächte ihre Konflikte auch in Afrika austrugen und weil hartnäckiger Widerstand und zahlreiche Aufstände afrikanischer Völker durch Eroberungszüge, Straf- und Vernichtungsaktionen unterdrückt wurden.

Wenn auch der Autor auf den Widerstand der schwarzafrikanischen Bevölkerung nicht näher eingeht, so wird dieser doch zumindest erwähnt. (Siehe dazu auch den Teil "Überblick über die Geschichte Schwarzafrikas" ab der Seite 33 dieser Arbeit.) Unter der Überschrift "Sklavenhandel" schreibt der Autor weiter (S. 132):

Sklavenhaltung und -handel waren in Afrika wie im antiken Griechenland nichts Ungewöhnliches. Die Sklavenmärkte von Kano und Mombasa z. B. versorgten über Jahrhunderte die islamisch-arabische Welt mit Haussklaven, Eunuchen und Sklavinnen. Die Kommerzialisierung des Sklavenhandels durch Europäer und später auch durch Araber für den Sklavenbedarf in den amerikanischen Kolonien brachte eine neue Dimension des Menschenhandels: Von 1450 bis 1870 wurden zwischen 10 und 30 Mio. afrikanische Sklaven in die Neue Welt verschifft. Neunhundert Schiffsfrachten ab Liverpool im Zuge des Dreieckshandels brachten allein von 1783-1793 etwa 300'000 Sklaven nach Amerika. Es war billiger, auf dem Transport Verluste hinzunehmen als für gute Verpflegung zu sorgen. Noch um 1860 wurden an der ostafrikanischen Küste 50-70'000 Sklaven jährlich umgesetzt. Dieser Menschenhandel, in den afrikanische Küstenbewohner aktiv einbezogen wurden, führte nicht nur zu hohen Menschenverlusten, sondern durch die gewaltsame Beschaffung der Sklaven, durch Kriege und Sklavenjagden zu einer tiefgreifenden Zerstörung vieler afrikanischer Völker und Kulturen und zur Zerrüttung geordneter politischer und gesellschaftlicher Werte und Strukturen.

Auch hier verschweigt der Autor im Gegensatz zu Texten aus anderen Lehrmitteln die Mitwirkung der Küstenvölker beim Sklavenhandel nicht. (Zum Sklavenhandel siehe auch die Seiten 278 und 384 dieser Arbeit.) Die weiteren Betrachtungen versuchen unter der Überschrift "Koloniales Erbe - wirksam bis heute" die Folgen der damaligen Politik aufzuzeigen (S. 132):

Die koloniale Durchdringung Afrikas, in der sich Missionierung und kulturelle Überfremdung mit Handel und wirtschaftlicher Ausbeutung verbanden, hat bis heute nicht überwindene Folgen: Eigene Kulturformen wurden zerstört und diskriminiert. Die Eliten wurden durch Bildung europäisiert und der eigenen Tradition entfremdet. Europäische Sprachen und Wertvorstellungen drangen in alle Bereiche ein. Die Grenzen der Kolonialbereiche wurden in Unkenntnis und ohne Rücksicht auf sprachliche und ethnische Grenzen der Einheimischen gezogen. Die Wirtschaftsbeziehungen wurden auf Europa ausgerichtet, innerafrikanische Beziehungen verkümmerten.

Auch Ende der neunziger Jahre bleibt der innerafrikanische Handel im Gegensatz zum Überseehandel unbedeutend, doch sind als neuen Handelspartner neben Europa und Nordamerika einige Staaten Asiens hinzugekommen. Damit wurde nach einer rund 400 Jahre dauernden Handelspause der bis ins 16. Jh. an der ostafrikanischen Küste gepflegte Asienhandel wieder aufgegriffen. In einem der zwei auf der gleichen Seite

abgedruckten Zitate, lässt der Autor "Lord Lugard, zur Einführung der indirect rule um 1900 in Uganda und in Nordnigeria, 1922" zu Wort kommen:

Die moralische Verpflichtung gegenüber den unterworfenen Rassen schliessen solche Dinge ein wie die Schulung der eingeborenen Herrscher, die Übertragung solcher Verantwortungen auf sie, die zu tragen sie befähigt sind, die Errichtung korruptionsfreier und allen zugänglicher Gerichtshöfe, die Einführung eines Bildungssystems, das dem Fortschritt helfen wird, ohne falsche Ideale zu erzeugen, die Einführung freier Arbeit und eines gerechten Steuersystems, Schutz der Bauernschaft vor Unterdrückung und Bewahrung ihrer Rechte auf das Land ...

Eine Forderung, die nur bruchstückhaft umgesetzt wurde, trotzdem aber über das Bewusstsein der dadurch entstandenen schwarzafrikanischen Bildungselite mit zur Unabhängigkeit der von den Kolonialmächten besetzten Staaten ab den späten fünfziger Jahren beitrug.

#### 4.36.2 Zaire

Auf der Seiten 133 und 135 stellt der Autor das Beispiel "Zaire - ehemals Belgisch Kongo" vor, zu dem er unter der Überschrift Kolonialgeschichte auf der Seite 133 schreibt:

Die Portugiesen entdeckten auf ihrem Weg nach Indien entlang der afrikanischen Küste an der Kongomündung ein wohlorganisiertes Königreich. Der König Nzinga Nkuwu liess sich 1491 taufen, und einer seiner Enkel wurde 1520 in Lissabon zum Bischof geweiht, für drei Jahrhunderte der einzige katholische Bischof schwarzer Hautfarbe. Die Gier nach Gold und Sklaven und die gewaltsame Eroberung Afrikas durch andere europäische Staaten machten diese frühe friedliche Begegnung zwischen Europa und Afrika zunichte.

Auf der Berliner Afrikakonferenz 1884/85 erkannten die Kolonialmächte den Etat Independant du Congo als Privatbesitz Leopold II. von Belgien an. Dieser überliess Verwaltung und Ausbeutung der Kolonie privaten Gesellschaften gegen Gewinnbeteiligung. Greuel im Privatstaat führten zu öffentlichen Protesten in Europa und zur Übernahme der Kolonie durch den belgischen Staat. Dieser leitete tiefgreifende Reformen ein, schuf eine sehr straffe Verwaltung und förderte den Aufbau von Landwirtschaft, Bergbau und Export. Die Gewinne trugen erheblich zum belgischen Staatsetat bei. Träger der Kolonialwirtschaft waren belgische Beamte sowie Bergwerks- und Plantagengesellschaften. Afrikaner waren von sozialem Aufstieg und wirtschaftlicher Verantwortung ausgeschlossen.

(Zur Politik von König Leopold II in Belgisch-Kongo siehe auch die Seite 197 dieser Arbeit.) Damit widerspricht der Autor der im Lehrmittel "Seydlitz für Realschulen" von 1968 (Bd. 3., S. 42) vertretenen Meinung, die europäischen Kolonialmächte hätten in ihren afrikanischen Kolonien mehr investiert als sie zurückbekommen hätten. Die Zeit bis zur Unabhängigkeit schildert der Autor unter der Überschrift "Der Weg zur Unabhängigkeit" (S.133):

Anfang der 50er Jahre entstand die erste politische Bewegung unter Schwarzafrikanern, 1958 kam es zu ersten Unruhen, die sich 1959 ausweiteten. Daraufhin beschloss die belgische Regierung, der Kolonie bereits zum 30. Juni 1960 die Unabhängigkeit zu gewähren.

Sezessionsversuche der Kupferprovinz Katanga (Shaba) und innenpolitische Wirren führten zum Bürgerkrieg. Dieser weitete sich zu einem internationalen Krisenherd aus, weil einerseits belgische Truppen direkt eingriffen und andererseits die sozialistisch orientierte Regierung Hilfe von der UdSSR erhielt. Erst durch den Einsatz einer UN-Truppe konnte die Kongokrise einigermassen unter Kontrolle gebracht werden.

Unter Mobutu, der 1965 durch einen Putsch an die Macht kam, wurden die östlichen Berater ausgewiesen und ein prowestlicher Kurs eingeschlagen, der Zaire die Unterstützung westlicher Mächte sicherte. Zaire ist heute eine präsidentiale Republik mit einem Einkammerparlament. Mobutu ist Staatspräsident, Vorsitzender des Ministerrates, Oberbefehlshaber und Vorsitzender der einzigen Partei (Mouvement Populaire de la Revolution). Jede Opposition im Land wurde und wird unterbunden und ausgeschaltet.

Die unruhige Geschichte spiegelt sich in der Namengebung des Landes. Das bis zur Unabhängigkeit Belgisch-Kongo genannte Gebiet, trug ab 1960 bis 1971 den Namen Demokratische Republik Kongo, wurde dann unter Mobutus neuer Politik des kulturellen Erbes in Zaire umgetauft, in Anlehnung an das von den Portugiesen falsch ausgesprochene Bakongo-Wortes "nzadi" (=Flusslauf), und heisst seit dem Sturz Mobutus durch Laurent-Désiré Kabila im Mai 1997 wieder Demokratische Republik Kongo.

Weiter schreibt der Autor unter der Überschrift "Auf dem Weg zum afrikanischen Nationalstaat" (S. 133):

Ohne ausreichende politische Vorbereitung, ohne eine genügende Zahl von ausgebildeten und qualifizierten Verwaltungsbeamten und Politikern, ohne eigene, genügend ausgebildete Fachkräfte im Wirtschafts-, Gesundheits- und Bildungswesen hat Belgisch Kongo fast über Nacht die politische Selbständigkeit erhalten. Ein Binnenraum von 2'345'400 km<sup>2</sup> mit nur 38 km Küste und damals nur etwa 14 Mio. Einwohnern, die sich in fünf ethnische Hauptgruppen mit 400 Dialekten gliederten, sollte ein demokratisch regierter Nationalstaat werden.

In den politischen Wirren der ersten Jahre litten besonders Wirtschaft und Infrastruktur. Die meisten Europäer verliessen das Land, viele überstürzt. Die Produktion der agrarischen und bergbaulichen Grossbetriebe ging stark zurück, da europäische Fach- und Führungskräfte nicht kurzfristig und gleichwertig ersetzt werden konnten. Gut organisierte

Produktionssysteme verfielen zunächst, als die einheimischen Bauern endlich vom Druck der Kolonialverwaltung und deren Anbau- und Abgabenzwang befreit waren.

Die Sezessionsbestrebungen der Bergbauprovinz Shaba hielten weiter an. Die Politiker Shabas wollten den Reichtum der Heimat nicht mit dem Gesamtstaat teilen und die Macht nicht dem fernen Kinshasa überlassen.

Unter der Überschrift "Clandenken und Machtsicherung" beendet der Autor seine Überlegungen zu Zaire (S.133):

Die belgische Kolonialelite ist heute durch eine zairische Elite ersetzt, deren etwa 200 Grossfamilien sich den Reichtum des Landes aneignen. Mobutu und einer seiner engsten Verwandten gehören vermutlich zu den 20 reichsten Männern der Welt. Nach westlichen Zeitungsberichten hat Mobutu etwa 4 Mrd. US-Dollar auf anonymen Schweizer Privatkonten angehäuft, was etwa der zairischen Staatsverschuldung entsprechen soll.

In der afrikanischen Gesellschaft spielt die Bindung an die eigene Familie, an den eigenen Clan noch eine sehr wichtige Rolle. Die Grossfamilie ist noch sehr stark der Bezugspunkt im sozialen Verhalten des Einzelnen. Die politischen Führer, die neuen Eliten des Staates, sind daher oft stärker ihrer Familie und der eigenen ethnischen Gruppe verpflichtet als dem Staat.

Die Armee hat hauptsächlich die Aufgabe der Machtsicherung und -erhaltung der jetzigen politischen Führung. Als Gegenleistung erhält insbesondere das Offizierskorps grosse Privilegien in Form von bevorzugter Versorgung mit Konsum- und Luxusgütern und ständiger Erneuerung der Ausrüstung.

In diesem Text wird der Eindruck erweckt, das Verhalten des damaligen Machthabers Mobutus müsste für afrikanische Verhältnisse als normal angesehen werden, da schliesslich die "Grossfamilie" und die Bindung an sie, einen Politiker gerade dazu verpflichten würden, Vetternwirtschaft zu betreiben. Diese Aussage wird dann noch mit der Bemerkung vermischt, dass die politischen Führer mehr "der eigenen ethnischen Gruppe verpflichtet" wären als dem Staat. Damit lassen sich die bis heute andauernden Missstände in Zaire bequem auf die afrikanische Mentalität zurückführen. Dabei vergisst der Autor zu erwähnen, dass sich Mobutu auch durch die Unterstützung durch Staaten Europas so lange halten konnte. Was den Vorwurf, der eigenen Ethnie verpflichtet zu sein angeht, so wird das gleiche Verhalten in Europa fast immer als logisch begründet angesehen und durchaus akzeptiert.

Die Seite 134 gibt eine Karte "Aktiv- und Passivräume" Zaires wieder, auf der die Zu- und Abwanderungsraten der verschiedenen Gebiete des Landes ersichtlich werden. Die Regionen um Kinshasa und Lubumbashi, sowie entlang der Ostgrenze des Landes werden als Konfliktgebiete gekennzeichnet. Vier "Alterspyramiden der zairischen Bevölkerung" geben Aufschluss über die Struktur der Bevölkerung für Gesamtzaire von 1970, "Kleinzentren im ländlichen Gebiet", ländliche Gebiete und "Zuwanderergruppen in Kinshasa" für 1960, am Beispiel der Yaka des Kwango, aus denen ersichtlich ist, dass die Männer den Grossteil der Zuwanderer stellen, während die Frauen in den ländlichen Gebieten bleiben. Eine Beobachtung, die auch für andere Staaten Schwarzafrikas, von Burkina Faso, über Kenia und Tansania bis Südafrika, Gültigkeit besitzt und selbst für die in Europa ankommenden "Flüchtlinge" gilt. Die Seite 135 zeigt zwei weitere Karten "Wirtschaft" und "Vegetation und Böden". Die Karte zur Wirtschaft gibt an, dass in der traditionellen Landwirtschaft Maniok, Mais, Reis, Hirse, Bananen, Bataten, Erdnüsse und Gemüse angebaut; Rinder, Schafe und Ziegen gehalten werden. Als cash crops werden Baumwolle, Kaffee, Ölpalmen, Kautschuk, Tee, Zuckerrohr und Kakao genannt. Kupfer, Kobalt, Zink, Diamanten, Zinn, Gold, Mangan und Steinkohle spielen eine Rolle im Bergbau. Als Beispiele der Industrie sind Eisenverhüttung, metallverarbeitende Industrie, Textilindustrie, Holzindustrie, Nahrungsmittelindustrie und Fischverarbeitung eingezeichnet. (Zur Demokratischen Republik Kongo siehe auch die Seiten 331 und 387 dieser Arbeit.)

#### 4.36.3 Ruanda

Die Seiten 170-171 stehen unter dem Titel "Ein Entwicklungsprojekt in Ruanda". Dazu gibt der Autor auf der Seite 170 "Basisdaten" aus dem Fischer Weltalmanach '86 und dem Weltentwicklungsbericht 1985 wieder, von denen einige hier mit den aktuell erhältlichen Daten verglichen werden sollen:

	<b>Angabe nach Lehrmittel</b>	<b>Fischer Weltatlas 1998</b>
Bevölkerung	5.7 Mio.	6.4 Mio.
Einwohnerdichte	216 E/km <sup>2</sup>	243 E/km <sup>2</sup>
städtische Bevölkerung	5%	8%
Analphabeten	50%	40%
jährliches Bevölkerungswachstum	3.4%	0.6%
Erwerbspersonen	51% der Gesamtbevölkerung, davon 91% in der Landwirtschaft	keine Angaben, davon 91% in der Landwirtschaft
Einfuhren	279 Mio. US\$	288 Mio. US\$
Ausfuhren	79 Mio. US\$	68 Mio. US\$
Wichtige Ausfuhr Güter	Kaffee (über 70%), Tee, Zinn, Wolfram, Baumwolle, Ölf Früchte, Tabak	Kaffee (60%), Tee (23%),
BSP pro Kopf	270 \$	180 US\$
Einwohner je Arzt	31'340	33'000 <sup>1</sup>
Lebenserwartung	46 Jahre	47 Jahre

<sup>1</sup> Daten von 1988 nach Weltatlas, 1993

Das je nach Schätzungen heute 6-8 Mio. Menschen zählende Ruanda, wegen seiner Seen und Berge auch "die Schweiz Afrikas" genannt, dessen Bevölkerung zu 85% zu den Hutu, 14% zu den Tutsi und 1% zu den Batwa (Pygmäen) zählt, erlebte seit der Nahrungsmittelknappheit Ende der achtziger Jahre einen Rückgang des pro-Kopf-Einkommens von rund 40%. Die sich bis 1995 auf 1 Mrd. US\$ belaufenden Auslandsschulden standen Exporten von nur gerade 68 Mio. US\$ gegenüber, die zu 60% mit dem Verkauf von Kaffee und zu 23% mit Tee erwirtschaftet wurden. Die Bedeutung der Landwirtschaft, in der über 90% der erwerbstätigen Bevölkerung ein Auskommen findet, zeigt sich auch im geringen Anteil der Stadtbevölkerung von nur 6% wovon rund 220'000 in der Hauptstadt Kigali leben, die gleichzeitig auch das Wirtschaftszentrum des Landes ist. Obwohl Ruanda eine Schulpflicht für alle 7-15jährigen kennt, gelten rund die Hälfte der Bevölkerung als Analphabeten. Wie sich das Land nach dem Völkermord von 1994 weiterentwickeln wird, ist ungewiss. Im Text schreibt der Autor auf der Seite 170 zur Einleitung:

Entlang der Schulwege nach Nyabisindu werden Avocado-Bäume gepflanzt. Der deutsche Projektleiter hofft, dass die Schulkinder mit den fett- und mineralhaltigen Früchten ihre sonst einseitige Ernährung verbessern und die Kerne in Sammelstellen gegen einen geringen Betrag für die weitere Pflanzenzucht wieder abliefern.

Unter der Überschrift "Das Projekt Agro-Pastoral" schreibt der Autor weiter:

Das Projekt begann mit der Wiederinbetriebnahme einer alten Molkerei aus der Zeit des inzwischen gestürzten Königs der Tutsi. Nach Anlaufen der Produktion ergab sich bald die Notwendigkeit, die Milchzulieferung zu erhöhen, ein weit schwierigeres Unterfangen als die Reparatur der Molkerei. Die Watussi-Rinder sind zwar das Ergebnis einer langen Haustierzucht, aber die Züchtungsziele waren nicht auf Fleisch- und Milchleistung ausgelegt. Das starke Bevölkerungswachstum bedingt einen grossen Landmangel und die Verdrängung der Weiden auf die schlechtesten Standorte. Aber auch die ethnischen Gegensätze zwischen den Hutu-Bauern und den Tutsi-Viehhaltern liessen Schwierigkeiten bei der Verbesserung der Rinderhaltung erwarten. Das Folgeprojekt setzte also an verschiedenen Stellen an: Veterinärdienst sollte die lokale Rasse der Watussi-Rinder verbessern, durch Impfungen das Ostküstenfieber eindämmen und Zeckenbefall bekämpfen sowie durch zentrale Bullenstationen die Zucht verbessern. Um aber die bekannten Folgen einer schnellen und unkontrollierten Vermehrung der Viehbestände zu vermeiden, war eine Projektstufe erforderlich, die sich den Anbau von Futterpflanzen und die Stallhaltung zum Ziel setzte. Die Stallhaltung ermöglichte zwei weitere wünschenswerte Projektziele: Schonung bzw. Regeneration der oft mageren, natürlichen Weiden und die Ausnutzung des Düngers zur Energiegewinnung. Die Demonstrationsställe wurden als einfache Kuhunterstände aus Stangenholz mit einem Blätterdach ausschliesslich mit lokalem Material hergestellt. Nägel und Wellblech hätten eingeführt werden müssen und sind für den einheimischen Bauern ohnehin unerschwinglich.

Auch die Biogasanlagen werden mit minimalem technischen Aufwand erstellt: Der Mist verrottet in einem einfachen, sickerdichten Betontrög, über den ein Behälter als Gasglocke gestülpt wird. Ein günstiger Nebeneffekt der Biogasgewinnung ist die Umwandlung der tierischen Exkremente in hochwertigen Naturdünger.

Der Futterpflanzenanbau wurde mit der Kultur von Nahrungs- und Erosionsschutzpflanzen verbunden. Zu diesem ökologischen Gesamtkonzept gehören auch umfangreiche Baumpflanzungen, um Beschattung, Erosionsschutz, Humusbildung und Holzzuwachs zu fördern.

Auf der Seite 171 schreibt der Autor weiter:

Das umfangreiche Aufforstungsprogramm geht von mehreren kleinen Baumschulen aus, die dem Bauern gegen Arbeit Jungpflanzen für Frucht- und Holzbäume zur Verfügung stellen.

Die Projektleitung hatte zu Beginn noch kein vollständiges und fertiges Konzept, sondern experimentierte in Zusammenarbeit mit den einheimischen Bauern und Viehzüchtern. Bei allen Massnahmen war allerdings zu berücksichtigen: die afrikanischen Böden sind meist sehr alt, lange genutzt, stark ausgelaugt und äusserst erosionsgefährdet. Die Betroffenen sollen ständig einbezogen und beteiligt werden. Die empfindlichen Ökosysteme dürfen durch Nutzung nicht zerstört, sondern müssen stabilisiert werden.

Daher knüpfte der Anbau bewusst an einheimische Traditionen des Mischanbaus und der Unkrauttoleranz an, um ein möglichst stabiles Ökosystem mit hoher natürlicher Fruchtbarkeit und geringer Schädlingsbekämpfung auf den Nutzflächen zu schaffen bzw. zu erhalten.

Unter der Überschrift "Die Einbeziehung der Bevölkerung" schreibt der Autor weiter (S. 171):

Ruanda ist das Land der Tausend Hügel, in dem sich aus vorkolonialer Zeit in Resten ein Gesellschaftssystem der Hügelgemeinschaften erhalten hat. Die Bauern siedeln in Einzelgehöften um einen zentralen Hügel, auf dem sich die Gruppe dieses Hügelgebietes regelmässig zur Beratung trifft. Diese alte Tradition lebt heute wieder auf, weil sie von christlichen Basisgemeinden in die Gemeindegemeinschaft integriert wird (40% der Bevölkerung sind christlich), weil diese Nachbarschaften auch offiziell anerkannt und gefördert werden und weil die landwirtschaftliche und medizinische Basisberatung hier eine günstige Ansatzstelle entdeckt hat. Auch traditionelle Formen der Gemeinschaftsarbeit konnten wiederbelebt werden, die lang Zeit durch Fronarbeit für König und Kolonialverwaltung diskreditiert waren. Einmal wöchentlich wird für die eigene Hügelgemeinschaft unentgeltlich gearbeitet, etwa bei der Rekultivierung verödeten Talsenken oder bei der Aufforstung erosionsgeschädigter Hänge.

(Zu Ruanda siehe auch die Seiten 362 und 397 dieser Arbeit.)

Der Nachahmungseffekt ist bereits an vielen Stellen zu beobachten. Bauern haben den Futterpflanzenanbau übernommen, sich kleine Baumschulen angelegt und für die Anpflanzung und Pflege von Obst- und Holzbäumen gesorgt. Andere Landesregionen zeigen Interesse an der Übernahme des Projektes von Nyabisindu.

Als erstes der untersuchten Lehrmittel schildert der Autor in diesem Text die aktive Mitarbeit der ländlichen Bevölkerung nicht nur bei der Arbeit am Projekt sondern schon bei der Projektplanung. Die Seite 171 bildet ausserdem eine Grafik "Integrierte standortgerechte Landnutzung" ab, aus der die wichtigsten Wirkungszusammenhänge ersichtlich sind, und zu der es im Text "Standortgerechte Landwirtschaft in kleinbäuerlichen Betrieben in den Tropen" aus "J. Kotschi, R. Andelheim, Standortgerechte Landwirtschaft, Eschborn 1984, S. 17f." heisst:

Standortgerechte Landwirtschaft hat zum Ziel, unter "low-external-input -Bedingungen eine hohe und nachhaltige Produktivität am betreffenden Standort zu erreichen und dabei gleichzeitig ein ausgewogenes Ökosystem zu erhalten oder wiederherzustellen:

Flächenproduktivität muss hoch angesetzt werden, da Land in der Regel knapp ist. Arbeitsproduktivität kann niedrig angesetzt werden, denn Arbeitskraft ist infolge starken Bevölkerungswachstums im Überfluss vorhanden. Produktivität von Kapital ist mittel bis sehr hoch anzusetzen. Wirtschaftseigene Betriebsmittel (z. B. Stallmist oder Nährstoffe im Boden) sind vielleicht kostbar und knapp, aber im Betrieb vorhanden und müssen mit mittlerer bis hoher Produktivität eingesetzt werden. Externe Betriebsmittel dagegen (z. B. Mineräldünger, Maschinen) können sehr teuer sein, dass sie nur bei höchster Produktivität rentabel sind (bei weiterer Verteuerung scheiden sie dann aus der Produktion aus). Daraus resultieren kapitalexensive Produktionsweisen mit niedrigen Fremdkosten (low-external-input).

Die Forderung nach Stabilität und Nachhaltigkeit erwächst aus der Verpflichtung der jeweils lebenden Generation, den zukünftigen Generationen eine Umwelt zu übergeben, die auch ihnen eine Lebensgrundlage bietet. Wie alle produktiven, stabilen Ökosysteme müssen auch landwirtschaftliche Betriebe und Regionen ein gewisses Mass an Geschlossenheit aufweisen und innerhalb dieser Einheitlichkeit vielfältig organisiert sein.

Im Gegensatz zu der Entwicklungshilfe, die in den Lehrmittel der sechziger Jahre geschildert wurde, und die auf die Steigerung der Produktion für den Export abzielte, zu der nachfolgenden Entwicklungshilfe, die sich vor allem auf eine Katastrophenmanagement beschränkte, wird hier auf eine Hilfe abgezielt, die nicht nur nachhaltig wirken soll, sondern Startpunkt für eine Neuentwicklung bilden kann. Die Hoffnungslosigkeit der Lehrmittel der späten siebziger und frühen achtziger Jahre scheint damit überwunden zu sein.

#### 4.36.4 Kano

Auf den Seiten 284-285 beschäftigt sich der Autor im Kapitel "Die westafrikanische Stadt" mit dem nigerianischen Kano, zu der sich auch eine Karte "Funktionale Gliederung von Kano" findet. Unter der Überschrift "Das Beispiel Kano" schreibt er auf der Seite 284 einleitend:

Eine Chronik belegt, dass Kano als Siedlung mit einer Eisenschmelze bereits im 10. Jh. existierte und sich seit dem 15. Jh., aus dem die Befestigungsanlage stammt, zu einem wichtigen Handelszentrum entwickelte. Der Schwerpunkt lag lange im

transsaharischen Handel (um 1850 noch 30'000 Kamelladungen Salz), aber Handelsbeziehungen reichten auch bis Ostafrika und Indien.

(Siehe dazu auch die Karte zu den Handelsstrassen im Nordafrika des Mittelalters auf der Seite 30 dieser Arbeit.) In den Text eingeschoben folgt ein Zitat von Heinrich Barth von 1858, dessen Reiseroute auf der bereits besprochenen Karte auf der Seite 131 des Lehrmittels eingezeichnet ist:

"Der grosse Vorteil Kanos ist, dass Handel und Herstellung von Textilwaren Hand in Hand gehen, nahezu jede Familie nimmt daran teil. Es geht von dieser Industrie, die weithin bekannt ist, etwas Grossartiges aus ..."

Der Autor fährt in seinen Betrachtungen fort, die Stadt beschreibend (S. 284f.):

Nach dem Niedergang des transsaharischen Handels und dem Aufblühen des atlantischen Seeverkehrs konnte Kano trotz frühindustrieller kolonialer Konkurrenz Europas im Textilhandel seine Bedeutung behaupten, weil das agrarische Umland nun grosse Mengen begehrter Kolonialprodukte wie Erdnüsse und Baumwolle über Kano in die oberguineischen Häfen lieferte. Die Wirtschaftsentwicklung wurde wesentlich gestützt durch ein gut ausgebautes Strassennetz und vor allem seit 1911 durch eine Eisenbahn nach Lagos.

Kanos Altstadt, Hauptwohnbereich der alteingesessenen Bevölkerung, vermittelt noch immer den Eindruck des vorkolonialen afrikanischen Stadttyps. Ein 18 km langer und etwa 10 m hoher Erdwall umschliesst nicht nur die Altstadt, sondern auch einen Teil des stadtnahen Agrarlandes. Mittelpunkt der Altstadt ist der grosse Markt, auf den alle Strassen strahlenförmig zulaufen. Das Stadtbild der Altstadt ist gekennzeichnet durch eine unregelmässige Anlage von meist quadratischen ein- und zweistöckigen Lehmbauten mit Innenhof.

(Zu den schwarzafrikanischen Märkten siehe auch die Seiten 349 und 412 dieser Arbeit.) Im Text schreibt der Autor weiter:

Seit der britischen Eroberung im 19. Jh. hat sich die Stadt ausserhalb der Wallanlagen kräftig entwickelt. Ehemalige Nomadenlager vor den Toren im Norden sind inzwischen zu festen Wohnvierteln geworden. Hier lebt vorwiegend die aus dem islamischen Norden zugezogene Bevölkerung. Zu Beginn der Kolonialzeit wurden Handelsniederlassungen und Verwaltungsgebäude im Osten der Stadt errichtet. Dieser Teil hat - wie in vielen kolonial überformten Städten - bis heute seine architektonische Sonderstellung bewahrt. Im Osten entstand auch die planmässig angelegte Neue Stadt, die Sabon Gari in der Haussa-Sprache. Hier wohnen die afrikanischen Zuwanderer aus den andersgläubigen Regionen, in Kano besonders die christlichen Ibo (bis zum Bürgerkrieg 1966) und heute vorwiegend Yoruba aus dem Südosten bzw. dem Süden Nigerias. Die Zuwanderer halten sich oft nur zeitlich begrenzt in Kano auf, gehen ihren Geschäften und wirtschaftlichen Tätigkeiten nach, können und wollen sich aber nicht in die islamische Stadtkultur und -struktur eingliedern.

Auf der Seite 285 schreibt der Autor unter der Überschrift "Viertelsbildung und funktionale Gliederung":

Die Stadterweiterung in der Kolonialzeit hat ganz neue, z. T. sehr eigenständig geprägte Stadtviertel entstehen lassen. Diese Sabon Garis werden in der Gegenwart planmässig durch verbesserte Infrastruktur, neue Industrie-, Gewerbe- und Wohnviertel ergänzt und erweitert, wie es der Stadtplan von Kano im Südosten ausweist. Dieses funktionale Gliederungsprinzip hat sich auch in anderen afrikanischen Städten der Gegenwart durchgesetzt.

Die Viertelsbildung selbst ist aber auch in der traditionellen afrikanischen Stadt nichts Ungewöhnliches. Die einzelnen Wohnviertel waren und sind meist ethnisch, religiös und kulturell, aber auch wirtschaftlich und sozial bedingt. Häufig sind ethnische und wirtschaftlich soziale Merkmale miteinander verbunden, wie etwa in südnigerianischen Städten die islamischen Haussa-Quartiere, deren Bewohner überwiegend im Viehhandel tätig waren, oder bei den Tuareg-Quartieren vor den Toren der Altstadt, weil die Tuareg mit ihren zahlreichen Kamelen nicht in der engen Altstadt leben konnten.

Die Viertelsbildung im Norden ist einmal bedingt durch die starke islamische Prägung, die eine Integration Andersgläubiger ablehnt. Zum anderen trug auch die britische Kolonialverwaltung zur Segregation und Viertelsbildung bei, weil sie eigene ethnische Viertel anlegte und die traditionellen Sozial- und Herrschaftsstrukturen zu bewahren suchte.

Kano, das Ende des 20. Jahrhunderts rund 700'000 Einwohner zählt ist die grösste Stadt im Norden Nigerias.

Noch immer sind die Verarbeitung von Erdnüssen und Baumwolle, sowie die Herstellung von Leder- und Metallwaren die wichtigsten Industriezweige der Stadt. Ausserdem ist die Stadt ein wichtiges Handelszentrum für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse aus dem Umland. (Weltatlas 1997) Unter der Überschrift "Moderne Stadtentwicklung" schreibt der Autor weiter (S. 285):

Stadtkultur hat auch in Westafrika eine jahrhundertlange Tradition. Früher lagen die städtischen Zentren ausschliesslich im Landesinneren in der Savanne. Sie bildeten bedeutende religiöse, wissenschaftliche und politische Zentren und besonders am Südrand der Sahara reiche Handelsmetropolen.

Mit dem Untergang der mittelalterlichen Reiche wie Mali oder Songhai schwand auch die politische und wirtschaftliche Bedeutung der Städte. In der Neuzeit gingen Handelsströme und Wachstumsimpulse an diesen Städten wie Timbuktu oder Djenne vorbei. Mit dem Beginn der Kolonialzeit in Afrika bekamen Küstenstandorte besondere Bedeutung.

Zunächst bildete sich trotz der Hafengefährlichkeit der Küste eine ganze Reihe von Handels- und Militärstützpunkten, die über offene Reedeuhäfen an der Brandungsküste verfügten. Wenige geschützte Tiefwasserbuchten (z. B. bei Dakar) oder künstlich mit dem Meer verbundene Lagunen (z. B. bei Abidjan) boten günstige Hafenstandorte, die sich rascher als benachbarte Stützpunkte entwickelten. Solche Zentren gewannen mit dem Bau von Hauptstrassen und Eisenbahnlinien in das Hinterland einen entscheidenden Standortvorteil.

Einige dieser Küstenstädte haben sich etwa seit 1950 zu grossstädtischen Agglomerationen entwickelt, die im Kernbereich alle Merkmale westlicher Grossstädte aufweisen und in den ungeordnet bebauten Aussenbezirken das ungeheure Wachstum von Städten in der Dritten Welt dokumentieren.

Neuerdings versuchen einige Regierungen, durch Funktionsverlagerung die Küstenstädte zu entlasten, indem die Regierungssitze in neue Hauptstädte im Innern verlegt werden (z. B. von Abidjan nach Yamoussoukro oder von Daressalam nach Dodomo).

In Nigeria wurde der Regierungssitz 1991 von Lagos nach Abuja, welches 1995 376'000 Einwohner zählte, verlegt. (Zu Nigeria siehe auch die Seiten 364 und 391 dieser Arbeit.) In der Elfenbeinküste ist Yamoussoukro, der Heimatort des damaligen Präsidenten Félix Houphouët-Boigny, mit nur 107'000 Einwohnern seit 1983 Hauptstadt. In Tansania begann der Umzug von Dar es Salam nach Dodoma in den siebziger Jahren. Zu dem 1995 134'000 Einwohner zählenden Dodoma werden allerdings unterschiedliche Angaben gemacht. Während einige Quellen den Ort als Hauptstadt Tansanias seit den siebziger Jahren bezeichnen, sind andere Quellen der Meinung, der Umzug sei auf das Ende der neunziger Jahre geplant.

Neben dem Text zeigt die Seite 285 ein Foto "Kano", auf dem die im Text beschriebene Altstadt zu sehen ist, und eine Tabelle "Bevölkerungsentwicklung unterschiedlicher Städte":

<b>Timbuktu</b> ehem. Hauptstadt des Songhai-Reiches		<b>Abidjan</b> junge Hauptstadt	
16. Jh.	40-50'000	1900	zwei Fischerdörfer
1855	13'000	1939	46'000
1900	5'000	1962	285'000
1973	10'000	1972	600'000
1980	20'000	1980	1.9 Mio.

(Zu Timbuktu siehe auch die Seite 143 dieser Arbeit.)

#### 4.36.5 Sambia

Auf den Seiten 298-303 folgt ein umfangreiches Kapitel "Handelsländer - Handelsgüter", welches am Beispiel von Sambia und Malawi grundsätzliche Zusammenhänge aufzuzeigen versucht. Unter der Überschrift "Rohstoffländer - Beispiel Sambia" schreibt der Autor zur "Wirtschaft Sambias" auf der Seite 298:

Nach der Klassifikation der Weltbank gehört Sambia zu den Ländern mit "mittleren Einkommen". Das Bruttonettoprodukt (BSP) betrug 1981 600 Dollar pro Einwohner (Bundesrepublik Deutschland: 13'450).

Dieser statistische Durchschnittswert verdeckt jedoch die grossen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und räumlichen Ungleichgewichte in Sambia. So trägt der moderne Sektor, in dem nur etwa 25% der Erwerbstätigen beschäftigt sind, mit mehr als 90% zum BSP bei. Die Subsistenzwirtschaft ist statistisch nicht erfassbar.

Zum "Kupferbergbau Sambias" schreibt der Autor (S. 298):

Der Bergbau bildet die Grundlage der sambischen Wirtschaft. Das Kupfer- und Kobalt-Bergbaugebiet des Copper Belts ist das südliche Teilstück eines Kupfererzgebietes, das als eines der grössten der Erde betrachtet wird. Hier liegt ein Viertel der Weltvorräte.

Während die nordamerikanischen und chilenischen Erze einen Cu-Gehalt von nur 2% aufweisen, liegen die Werte für den sambischen Copper Belt und das zairische Shaba bei 4% bzw. 6%. Der sambische Kupferbergbau wurde 1970 durch Übernahme der Kapitalmehrheit unter die Kontrolle des Staates gestellt.

Heute gehören die Produktionskosten der sambischen Minen zu den höchsten der Welt. Sie lagen zeitweise sogar über dem Weltmarktpreis... Ursachen hierfür sind nicht nur die Abhängigkeit von Importen und Fachkräften, sondern auch zunehmender Untertagebau, steigende Kosten für Förderung und Aufbereitung sowie hohe Verwaltungskosten. Gestiegene Transportkosten auf langen Eisenbahnstrecken und Preisdruck durch weltweiten Nachfragerückgang verschärfen die Situation für den Binnenstaat Sambia zusätzlich.

Im folgenden Abschnitt erläutert der Autor die Bemühungen des Kupferrohstoffkartells CIPEC, deren Resultat er wie folgt zusammenfasst:

...Von 1970 bis 1978 sanken die Terms of Trade auf 44% (1970 = 100%), d. h. Sambia konnte 1978 vom Erlös einer Tonne Kupfer nur 44% der Waren einführen, die es 1979 dafür erhielt.

Zu diesem Problem lässt der Autor den "Sambia-Experten W. Gaebe" mit seinem Urteil von 1982 aus "Afrika-Informationen, Heft 40" zu Wort kommen:

- "Solche verkrüppelten Volkswirtschaften sind Ausdruck der ungleichen Arbeitsteilung zwischen Entwicklungs- und Industrieländern. Die Produktionsstruktur zeigt noch 18 Jahre nach der Unabhängigkeit das koloniale Produktionsmuster (1889-1964): Produktion von Rohstoffen für den Export in Industrieländer... und Import von Produktionsanlagen,

Ersatzteilen, Luxuskonsumgütern und Nahrungsmitteln". Er führt hierzu Beispiele an; u. a. werden für die Herstellung von Bier Hopfen und Malz eingeführt; für die Bauindustrie werden u. a. Fliesen, Glas und Bodenbeläge importiert.

- "Die binnenwirtschaftliche Entwicklung wird weiterhin vom Förder-, Produktions- und Absatzinteresse der Industrieländer bestimmt, von ausländischem Kapital, know how und ausländischen Investitionsentscheidungen " .

- "Sehr stark sind noch immer die kulturelle Abhängigkeit und die Abhängigkeit von ausländischen Experten... Eine Sambianisierung, d. h. Übernahme aller Führungspositionen durch Sambier und Verringerung der personellen Abhängigkeit, ist bisher nicht erreicht". Nach einer Untersuchung von 1977 waren zu diesem Zeitpunkt 81% der Manager im Finanzbereich und Rechnungswesen Ausländer, 77% der Produktmanager. Dagegen waren über 90% der Personaldirektoren Sambier.

Durch den Zerfall der Kupferpreise geriet das Land zunehmend in eine Notlage - Kupfer wird sogar durch einen orangen Streifen in der Flagge des einen Viertel der bekannten Kupfervorkommen der Welt besitzenden Landes symbolisiert - und häufte, während der Lebensstandard stetig sank, bis 1995 einen Schuldenberg von 6.9 Mrd. US\$ an. Diesem standen Einnahmen aus dem Export von ca. 400 Mio. US\$ gegenüberstanden, die zu 65% aus der Kupfergewinnung stammten, obwohl die Kupferproduktion seit Mitte der siebziger Jahre um die Hälfte gesunken ist. Weitere Exportprodukte Sambias sind Kobalt, Zink und Tabak.

In einem weiteren Text zitiert der Autor "Die Bundesstelle für Aussenhandelsinformation... 1984 über die wirtschaftliche Entwicklung Sambias" auf den Seiten 298f.:

"Sambia, dreimal so gross wie die Bundesrepublik Deutschland, mit einer Bevölkerung von mittlerweile offiziell ca. 6,2 Mio. Einwohnern, besitzt durch seine Kupfervorkommen, fruchtbaren Böden und günstige klimatische Bedingungen trotz seiner Binnenlage und Weltmarktferne bessere Entwicklungschancen als die Mehrzahl der schwarz-afrikanischen Länder. Leider hat Sambia in den ersten neunzehn Jahren nach der Unabhängigkeit (1964) seine wirtschaftlichen Möglichkeiten nicht voll genutzt. Zu Zeiten hoher Kupferpreise in den 60er und frühen 70er Jahren hat Sambia seine Devisen nicht, wie alle rückschauend bedauernd feststellen müssen, zur Entwicklung seiner Landwirtschaft, sondern überwiegend dazu benutzt, ausländische Industrieunternehmen in Sambia aufzukaufen und neue rohstoffimportabhängige staatliche Industrien zu errichten. Dies entsprach zwar dem politischen Programm des Unabhängigkeitskampfes (Aufbau einer sozialistischen Staatswirtschaft, industrielle Unabhängigkeit von Südrhodesien), aber nicht unbedingt den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. In der Wirtschaftspolitik bleibt die Diversifizierung der Wirtschaft und insbesondere der Exporte bei gleichzeitiger Importsubstitution das dringende Gebot der Stunde. Importsubstitution erscheint dabei leichter als Exportdiversifizierung. Letztere ist vor allem wichtig und unabweislich für ein wirtschaftliches Überleben Sambias in der Nachkupferzeit im nächsten Jahrhundert, die nicht mehr so fern ist. Die sambische Führung strebt an, Sambia auf längere Sicht zum Agrarexportland zu machen und hofft auf weitere Mineralienvorkommen, die im nächsten Jahrhundert Sambia Devisen bringen sollen. Sambia hat jedoch kaum Voraussetzungen, ein Agrar-Nettoexportland zu werden. Dafür ist es geographisch zu weit von den Weltmärkten entfernt, und die Nachbarstaaten haben weder Bedarf für sambische Produkte noch Devisen. Sambia muss also weitere Bodenschätze zu erschliessen versuchen. Hinsichtlich Uran kann es sich bereits Hoffnungen machen".

Unter der Überschrift "Rohstoffländer - Entwicklungsländer" schreibt der Autor auf der Seite 299 abschliessend:

Die Hauptausfuhr Güter der meisten Entwicklungsländer sind nach wie vor Rohstoffe. Dabei sind noch immer einige Länder hochgradig von einem einzigen Exportprodukt abhängig. 1982 sanken die Rohstoffpreise- mit Ausnahme der Brennstoffe - auf den niedrigsten Stand der Nachkriegszeit.

Ausserdem sind auf der Seite 299 zwei Grafiken "Weltmarktpreise von Buntmetallen" und "Bedeutung des Kupferbergbaus für Sambia", sowie vier Tabellen "Verhältnis Kupferweltmarktpreis zu den Produktionskosten in Sambia...", "Sambias Staatshaushalt 1970-1980...", "Monostrukturierte Rohstoffländer (Auswahl)" - für Äthiopien wird der wertmässige Anteil von Kaffee an den Gesamtexporten mit 75% beziffert, der von Burundi mit 90%, Gambia erhält 75% seiner Exporteinnahmen aus Erdnüssen und Erdnussöl, Ghana 76% aus Kakao und Sambia 90% aus Kupfer - und "Terms of Trade", die nach der Tabelle für Sambia für das Jahr 1981 verglichen mit 1975 auf 67% und für Ghana, nach dem Rekordjahr von 1978 mit 193%, auf 75% gefallen sind. Im gleichen Zeitraum fielen die Werte für die USA und die BRD nach dem Lehrmittel auf 86%. Dazu passend schreibt der Autor zu einer Tabelle auf der Seite 302:

Steigende Terms of Trade bedeuten, dass für den Erlös mengenmässig konstanter Exporte mehr Waren importiert und bezahlt werden können. Terms of Trade über 100 werden daher als günstig bezeichnet, da sie anzeigen, dass sich das Austauschverhältnis im Aussenhandel gegenüber dem Basisjahr verbessert hat. Terms of Trade unter 100 besagen das Gegenteil.

(Zu den Terms of Trade siehe auch die Seiten 322 und 420 dieser Arbeit.) Sambia gehört Ende der neunziger Jahre zu dem am stärksten industrialisierten Ländern Afrikas. Neben dem dominierenden Kupferbergbau und

der Kupferveredlung, besitzt Sambia Einrichtungen zur Erdölverarbeitung, sowie über eine Fahrzeug-, Düngemittel- und Textilienproduktion. Obwohl die Nahrungsmittelproduktion stetig gesteigert wurde, konnte sie mit dem Bevölkerungswachstum nicht mithalten. Die 10.3 Mio. Menschen Sambias, von denen 43% in Städten leben, davon 1.3 Mio. in der Hauptstadt Lukasa, gehören über 70 ethnischen Gruppierungen an. Auf die Bemba entfallen 36% der Gesamtbevölkerung, auf die Nyana 18% und auf die Tonga, deren Wort für "grosser Strom" dem Fluss Sambesi und damit dem Land den Namen gegeben hat, 15%. Das Land wird seit 1991 vom ehemaligen Gewerkschafter Frederick Chiluba regiert, der den seit der Unabhängigkeit regierenden Kenneth Kaunda ablöste. Trotz seines Liberalisierungsprogrammes, welches auch eine Streichung der Subventionen auf Grundnahrungsmitteln beinhaltete, wurde Chiluba 1996 in von der Opposition teilweise boykottierten Wahlen wiedergewählt. 1997 wurden dem Land durch den IWF ein Teil der Schulden erlassen. (Zu Sambia siehe auch die Seiten 312 und 420 dieser Arbeit.)

#### 4.36.6 Malawi

Auf der Seite 302 schreibt der Autor unter dem Titel "Agrarländer - Beispiel Malawi" zur Statistik des Landes:

In den wenigen Städten des Landes lebten 1983 10% der Bevölkerung. Etwa 90% der Erwerbstätigen waren in der Landwirtschaft tätig. Subsistenzwirtschaft war weit verbreitet, wurde aber statistisch nicht erfasst. Das BSP pro Kopf lag bei 220 US-Dollar; 41% des BIP wurden in der Landwirtschaft erwirtschaftet. Hier wurden auch die wichtigsten Exportprodukte Malawis erzeugt: Auf Tabak entfielen 59%, auf Tee 19% und auf Zuckerrohr 14% der Exporteinnahmen. Die Zuckerproduktion verzeichnete ab 1982 infolge des gesunkenen Weltmarktpreises sowie des Fortfalls des wichtigsten Abnehmers (USA) wegen der Einführung neuer Zuckereinfuhrquoten grosse Einbussen im Export.

Die etwa 120 hochproduktiven Grossplantagen, die Betriebsflächen von 200 bis 400 ha aufwiesen, erzeugten etwa 70% aller für den Export bestimmten Produkte.

Die Entwicklung des produzierenden Gewerbes (1979: 105 Betriebe) wurde durch die Begrenztheit des Binnenmarktes, die hohen Transportkosten und den Mangel an Fachkräften behindert. Es handelte sich vornehmlich um Betriebe der Nahrungs- und Genussmittelbranche (Tabak- und Teeverarbeitung, Konservenfabriken, Schlacht- und Kühllhäuser).

1995 waren noch 86% der arbeitenden Bevölkerung Malawis in der Landwirtschaft tätig. Die sich auf rund 200 Mio. US\$ belaufenden Exporte stammten zu 70% aus dem Anbau von Tabak, und zu je 7% aus dem Anbau von Tee und Zucker. Infolge des zunehmenden Unvermögens, die Bevölkerung mit Nahrungsmitteln zu versorgen, stiegen die Auslandsschulden Malawis 1995 auf 2.1 Mrd. US\$ an, und das rohstoffarme Land, das keine allgemeine Schulpflicht kennt, bleibt auch weiterhin von der Hilfe aus dem Ausland abhängig.

Nur 14% der den Ethnien Chewa, Nyana, Tumbuko, Yao, Lomwe, Sena, Tongo, Ngani und Ngande angehörenden 12.3 Mio. Malawier leben in Städten, wobei die frühere Hauptstadt Blantyre ca. 320'000 Einwohner, die seit 1975 neue Hauptstadt Lilongwe 395'000 Einwohner zählt.

Als "Kennzeichen von Agrarländern" zählt der Autor die folgenden Merkmale auf (S. 302):

- Nur etwa 10% der Bevölkerung leben in Städten.
- Das Bruttosozialprodukt pro Einwohner ist niedrig.
- Der überwiegende Teil der Bevölkerung ist in der Landwirtschaft tätig.
- Subsistenzwirtschaft mit traditionellen Anbaumethoden ist verbreitet.
- Kapitalausstattung, Mechanisierungsgrad und Einsatz von Mineräldünger sind gering.
- Der Anteil der Landwirtschaft am Bruttoinlandsprodukt (BIP) ist sehr hoch.
- Kapitalintensive Grossbetriebe produzieren für den Export.
- Agrargüter sind die wichtigsten Exportprodukte, Industriegüter und Kraftstoffe die wichtigsten Importprodukte.
- Die Terms of Trade verschlechtern sich, da die Preise für Industriegüter schneller steigen als für Agrargüter.

Zur Beurteilung des Landes durch Aussenstehende schreibt der Autor (S. 302):

Manche nennen Malawi ein Musterland, manche kritisieren das politische System scharf. Die einen verweisen dabei auf die seit Jahren beachtlichen Zuwachsraten der Nahrungsmittelproduktion. Keiner der rund sechs Millionen Einwohner muss hungern. Die anderen verweisen dagegen auf den patriarchalisch-autoritären Regierungsstil des Präsidenten auf Lebenszeit, Kamuzu Banda, von dessen Entscheidung alles und jedes abhängt. Statistisch zählt der Binnenstaat Malawi zu den wirtschaftlich am wenigsten entwickelten Ländern der Erde. Es besitzt keine nennenswerten Bodenschätze, Industrie und Handwerk sowie Verkehrs- und Nachrichtensysteme sind kaum entwickelt.

Der seit der Unabhängigkeit von 1964 herrschende Hastings Kamuzu Banda verlor 1994 die Präsidentschaftswahlen. Neuer Präsident wurde der ehemalige Kolonialbeamte, Bauer und Geschäftsmann Bakili Muzuli, ein

Yao, der bis Mitte der achtziger Jahre Mitglied des Regierungskabinettes gewesen war. Er versuchte das Land, welches 1994 unter einer Dürre litt und 800'000 Angolaner Zuflucht bot, aus der Krise zu holen.

Zum Text gibt die Seite 302 drei Tabellen "Die wichtigsten Einfuhrwaren...", "Aussenhandelsindizes und Terms of Trade" und "Die wichtigsten Lieferanten und Kunden Malawis 1982" wieder. Auf der Seite 303 schreibt der Autor zu den "Kennzeichen Malawis":

Die Landwirtschaft richtete sich - soweit wir aus Berichten Livingstones (1813-873) und anderer wissen - vor dem Eindringen der Europäer fast ausschliesslich auf Selbstversorgung. Wanderfeld- und Hackbau stellten die übliche Form der Bodennutzung dar. Daueranbau fand sich nur in den dichter besiedelten Gebieten wie der Uferzone des Malawisees. Auf Grund der überall gleichen Besitzverhältnisse erfuhr die Landwirtschaft eine räumliche Differenzierung im wesentlichen durch die unterschiedlichen natürlichen Voraussetzungen, Stammesgewohnheiten und -traditionen und die verschiedene Intensität der Nutzung.

Mit der europäischen Kolonialherrschaft erfolgte eine stärkere Differenzierung - einerseits durch die Veränderung der Landbesitzstrukturen, andererseits durch den Zwang zum Bargelderwerb (Kopfsteuer), der den Anbau von Früchten für den ausländischen Markt (cash crops) vorantrieb.

(Zur Kopfsteuer siehe auch die Seite 132 dieser Arbeit.)

Wenn die afrikanische Landwirtschaft heute trotzdem nur eine geringe Vielfalt der Betriebsstrukturen aufweist, so deshalb, weil der ganz überwiegende Teil des Landes nach wie vor Stammesland ist, auf dem nur zeitlich begrenzte Nutzungsrechte vergeben werden.

Der grösste Teil der Arbeitslast in der Landwirtschaft ruht auf der Frau. Nachbarschafts- und Verwandtenhilfe spielen eine wesentliche Rolle. Das hat sich noch durch die Wanderarbeit - die Männer arbeiten grösstenteils in den Minen Südafrikas - und die Binnenwanderung verstärkt. Die Auswirkungen der temporären Abwesenheit der Männer durch befristete Aus- oder Binnenwanderung auf die Landnutzung können in vielen Punkten mit denen in Abwanderungsgebieten in den europäischen Mittelmeerländern verglichen werden.

Neben dem Grossraum Südafrika findet sich ein weiteres Migrationsgebiet in Westafrika, wo vor allem die Elfenbeinküste, Nigeria und Gabun Saisonarbeiter aus den ärmeren Ländern Senegal, Mali, Burkina Faso, Niger, Tschad und Benin anziehen. (Meister 1986, S. 87) Da es sich dabei vorwiegend um männliche Arbeitskräfte handelt, bleibt die landwirtschaftliche Produktion wie schon zur Kolonialzeit, in den Händen der Frauen. Zu den Bodennutzungsformen schreibt der Autor nach "Lienau,... Malawi - Geographie eines unterentwickelten Landes. Darmstadt 1981" (S. 303):

Auffälligstes Kennzeichen der malawischen Landwirtschaft ist, wie in vielen tropischen Entwicklungsländern, das Nebeneinander von kommerziellen Grossbetrieben und kleinbäuerlichen Betrieben auf nach traditionellem Recht vergebenen Land. Das bedeutet für die Nutzung:

Traditionelle arbeitsintensive und moderne kapitalintensive Formen bilden die Pole der Bodennutzung. Flächenmässig dominieren die traditionellen Formen. Aus Amerika oder Asien eingeführte Nutzpflanzen haben eine grosse Bedeutung: Erdnuss, Baumwolle, Süsskartoffel (Batate), Kartoffel, Tabak, Sisal und Mais aus Süd- und Mittelamerika; Tungnuss, Mangobaum, Teestrauch, Reis, Zuckerrohr und Banane aus Südasien. Wichtigste einheimische Pflanzen sind die als Grundnahrungsmittel dienende Hirse sowie einige Hülsenfrüchte. Wichtigste Plantagenpflanzen Malawis sind Tee und vor allem Tabak. Wertvollste Subsistenzfrucht ist heute der Mais, der relativ hohe Erträge bringt und einen hohen Nährwert besitzt. Die einst weit verbreitete shifting cultivation (Wanderfeldbau mit Brandrodung) beschränkt sich heute auf die dünn besiedelten Teile der Nordregion.

Bäuerliche Forstwirtschaft gibt es nicht. Der Wald ist jedoch wichtig als Brenn- und Bauholzquelle. In dichter besiedelten Gebieten stellt die Abholzung mit den Folgen der Bodenerosion und dem Sinken des Grundwasserspiegels ein immer stärker zunehmendes Problem dar.

In einem Textkasten nach einem Artikel aus der "Cellesche Zeitung" vom Oktober 1979 schreibt der Autor abschliessend auf der Seite 303:

Bei den Gesprächen mit Vertretern Malawis klang nicht ohne Stolz immer wieder durch, dass dieses Land seit einiger Zeit bei der Nahrungsversorgung auf Einfuhren nicht mehr angewiesen sei. 90 Prozent der Bevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft. Verarbeitende Industrien sind erst in bescheidenen Anfängen vorhanden. Die Regierung bemüht sich um Auslandskapital. Es ist willkommen und keinen Beschränkungen unterworfen. Der Gewinntransfer ist erlaubt. Es wird von Regierungsseite nicht darauf bestanden, dass Afrikaner im Management vertreten sein müssen. Zwar will man die Afrikanisierung, jedoch nicht überhastet.

Der Ausbau der Landwirtschaft hat nach wie vor Priorität. Dabei spielt der Tabakanbau eine grosse Rolle. Tabak ist inzwischen zum bedeutendsten Exportartikel geworden. Auch ein deutscher Zigarettenkonzern ist ein wichtiger Käufer der dort gezüchteten Spezialtabake, die für "Leicht-Zigaretten" benötigt werden.

Die Regierung will die Industrialisierung des Landes mit Schwerpunkt bei der Verarbeitung und Veredelung landwirtschaftlicher Produkte vorantreiben. Auch soll das starke Nord-Süd-Gefälle verringert werden. Daher wurde u. a. die Hauptstadt des Landes vom Süden in die Mitte des Landes verlegt, von Zomba nach Lilongwe.

Wie weiter oben nachzulesen ist, konnten diese Pläne nur sehr eingeschränkt umgesetzt werden. Auch der Tabakanbau dürfte anhand der Pläne der WHO, den Tabakmissbrauch zu bekämpfen, mit neuen Schwierigkeiten konfrontiert werden.

#### 4.36.7 Zusammenfassung

"Mensch und Raum für die gymnasiale Oberstufe" vermittelt ein Bild Schwarzafrikas, welches sich wesentlich von den früher erschienen Lehrmitteln unter der gleichen Bezeichnung für die Real- und Hauptschule abhebt. Als erstes der untersuchten Lehrmittel hinterfragt es die von Hegel 1830 eingeführte "Geschichtslosigkeit" des Kontinents und gibt mit dem Beispiel der nigerianischen Stadt Kano einen Einblick in die Entwicklung einer Stadt Schwarzafrikas seit dem 10. Jh.

Der Autor verzichtet auf eine Darstellung der Schwarzafrikaner als "Primitive" oder "edle Wilde", sondern konzentriert sich auf die Schilderung der ökonomischen Gegebenheiten der Menschen in Zaire, Ruanda, Sambia und Malawi. Dazu führt er auch verschiedene Statistiken an.

Wie in den Lehrmitteln der sechziger Jahre steht wieder eindeutig die Wirtschaft der angesprochenen Länder im Vordergrund, ausser im Kapitel über Kano erfahren die Leser nur wenig über den Alltag der einzelnen Menschen, dabei kommen auch keine Afrikaner zu Wort.